


2009

## Meine Jugend in Traiskirchen

Otto Vogl

*University of Massachusetts - Amherst*, vogl@polysci.umass.edu

Follow this and additional works at: [https://scholarworks.umass.edu/emeritus\\_sw](https://scholarworks.umass.edu/emeritus_sw)

 Part of the [European History Commons](#), [History of Science, Technology, and Medicine Commons](#), and the [Polymer Chemistry Commons](#)

---

Vogl, Otto, "Meine Jugend in Traiskirchen" (2009). *Emeritus Faculty Author Gallery*. 254.  
Retrieved from [https://scholarworks.umass.edu/emeritus\\_sw/254](https://scholarworks.umass.edu/emeritus_sw/254)

This is brought to you for free and open access by ScholarWorks@UMass Amherst. It has been accepted for inclusion in Emeritus Faculty Author Gallery by an authorized administrator of ScholarWorks@UMass Amherst. For more information, please contact [scholarworks@library.umass.edu](mailto:scholarworks@library.umass.edu).

**Meine Jugend**

**in**

**Traiskirchen**

**Otto Vogl**  
**Amherst, im Mai 2009**



*Meine Jugend  
in  
Traiskirchen  
(Erinnerungen)*



*Mit  
Hertha Gruber Strass*

Meinem Freund  
Stadtamtsdirektor a. D. der Stadt Traiskirchen  
und frueherem  
Direktor des Stadtmuseums Traiskirchen

**Franz Schloegl**

gewidmet

## Meine Jugend in Traiskirchen

<i>i. Inhalt</i>	4
<b>A. Vorwort</b>	5
<b>Meine Jugendjahre</b>	7
<b>B. Traiskirchen in den dreissiger Jahren</b>	9
a. Auf die Welt gekommen	9
b. Am Aufwachsen	15
<b>C. Die Carl Luydererstrasse</b>	18
<b>D. Das Wanek Haus</b>	27
a. Das Haus	30
b. Der Hof und Garten	37
<b>E. Die Schuljahre</b>	44
a. In der Volksschule Traiskirchen	46
b. In der Realschule in Baden, Biondegasse	51
<i>i. In Ungarn</i>	97
<b>F. Spielen und Faulenzen</b>	63
a. Spielen	66
b. Vom Schwimmen	78
c. Im Winter	80
d. Radfahren	82
e. Meine Volksschulfreunde	83
<b>G. Mit den Eltern – mit Mutter und Vater</b>	90
a. Auf den Feldern, in den Auen	91
b. Der Schrebergarten	98
c. Von Hasen und Hennen	99
d. Vom Schweineschlachten	103
<b>H. Ahnen und Vorfahren</b>	109
a. Der Stammbaum	111
b. Die Vogl Familie	116
c. Die Scholz Familie	125
<i>i. Chemische Ahnentafel</i>	130

## Meine Jugend in Traiskirchen

### A. Vorwort

Vor ueber 10 Jahren hat die Stadtgemeinde Traiskirchen im Stadtmuseum ein Zimmer eingerichtet und ueber mein Leben im Dr. Vogl-Zimmer berichtet. Das Stadtmuseum von Traiskirchen ist eine phaenomenale Institution, von genialen Personen geschaffen, und von enthusiastischen, Mitarbeitern unterstuetzt. Diverse Zimmer im Museum enthalten Ausschnitte vom Leben in Traiskirchen vor etlichen Jahrzehnten. Ein Zimmer ist u.a. den Naturfreunden gewidmet, dann gibt es auch noch eine Schuhmacherei, einen Lebensmittelladen, ein kleines Gasthaus, eine Arbeiterwohnung und eine Repraesentation des Geschaefthauses Wohanka. Das Museum wurde durch die Initiative des Museumsdirektor Stadtamtsdirektor Franz Schloegl organisiert und geschaffen. Es wird vom jetzigen Direktor Reinhard Goetz in vorbildlicher Weise erweitert.

Ich denke jetzt oft an die Zeiten zurueck, als ich in Traiskirchen aufgewachsen bin, an meine Jugendzeit in Traiskirchen. Ich bin hauptsaechlich im suedlichen Teil des Staedtdchens aufgewachsen, zwischen Muehlbach und Stadtpark. Ich habe mein Grundwissen in der ausgezeichneten Volksschule in Traiskirchen erworben, habe gute und treue Freunde gehabt und bin dann in die Oberschule nach Baden gegangen, bevor ich an der Universität und letztlich in der weiten Welt landete.

Ich habe noch viele Freunde in Traiskirchen, "Buben und Maederln", die meisten sind natuerlich, wie ich und die Stadt selbst, ueber 80 Jahre alt. Wir plaudern oft ueber die Zeiten, wie es damals war, als wir klein waren und wie sich alles so gut ueber die Jahre seither entwickelt hat.

Meine Freunde, der Schloegl Franz und der Biegler Rudi, haben ueber diverse Aspekte von Traiskirchen in ausgezeichneten Buechern geschrieben. So habe ich mir gedacht, ich sollte auch niederschreiben, an was ich mich noch erinnere. Es ist ja doch das geschriebene Wort, das Permanenz hat. Deswegen moechte ich nicht konkurrieren mit den schoenen Buechern, die meine Freunde geschrieben haben, sie haben andere Aspekte behandelt. Ich habe hier ueber meine Jugendzeit in Traiskirchen geschrieben, die dreissiger Jahre, wie ich, und die Kinder um mich herum, es zu dieser Zeit gesehen haben. Ich habe absichtlich das Buch in einer Sprache geschrieben, die wir

gesprochen haben, im Traiskirchner Kinderjargon und zum Teil im Traiskirchner Dialekt.

Ich verdanke vieles der Stadt Traiskirchen, die ja am 30. Juni 1927 (nach ueber 600 Jahre, seit 1319 Marktgemeinde) zur Stadt erhoben wurde und deren neunter "Stadtbuerger" ich bin. Zu dieser Zeit hatte Traiskirchen drei Katastralgemeinden: Traiskirchen, Moellersdorf und Wienersdorf und eine Flaeche von ca. 20 Quadratkilometern mit etwas ueber 7,000 Einwohner. (Im Jahre 1910 hatten wir ca. 3,000 Einwohner). Zwischendurch wurden die Katastralgemeinden Oyenhausen und Tribuswinkel der Stadt einverleibt und die Flaeche ist auf 30 Quadratkilometer angewachsen mit ca. 18,000 Einwohnern.

Mein Lebensweg hat mich in die weite Welt gefuehrt und ich habe auch in verschiedenen Laendern gelebt. Ich war aber und bin noch immer ein Traiskirchner und werde immer ein Traiskirchner bleiben !

Otto Vogl

## Meine Jugendjahre



Im Jahre 1113 beschloss das Benektinerstift Melk, unter der Zustimmung Markgrafs Leopold, 5 Pfarrkirchen zu gruenden, darunter die von Draiskirchen. Sie war verantwortlich fuer die Glaeubigen suedlich Moedlings. Die Kirchen dieser Zeit waren meistens Wehrkirchen mit der Verpflichtung, Einfaele vom Osten, den Magyaren, dann den Tuerken so viel wie moeglich Widerstand zu bieten.

Traiskirchen bekam dann, im 14. Jahrhundert, eine Marktgemeinde. Schon 1319 wurde ein Marktrichter erwaeht, der in Draiskirchen seinen Sitz hatte. Waehrend dieser 600 Jahre als Sitz des Markrichters, hat der Markt Traiskirchen in unserer Gegend eine bedeutende Rolle gespielt.



*Traiskirchen um 1760*

In meiner wissenschaftlichen und persoenlichen Lebensgeschichte "Mein Leben mit Makromolekuelen" [http://works.bepress.com/otto\\_vogl/5/](http://works.bepress.com/otto_vogl/5/) habe ich mich etwas mit meinen Jugendjahren bechaeftigt. Diese Memoiren waren als

wissenschaftliche Gedanken vorgesehen und haben sich verhaeltnismaessig wenig mit Persoenlichem beschaeftigt.



*Traiskirchen schaut heute etwa so aus*



*Stadtwappen*

Ich habe etwas mehr von der Schule gesprochen, da mir die Pezda Hertha, nun die Schulraetin a.D. Frau Staska geholfen hat, viele Fakten und Namen von Schuelern und Lehrern zusammenzusuchen. In diesem Buechlein moechte ich mich mehr mit meiner Jugendzeit als Bub in Traiskirchen beschaeftigen. Im Grund genommen, Traiskirchen vom Muehlbach, bis zur Aspangbahn, zur Schwechat (dem Aubach) und von der Wr. Neustaedterstrasse zum Aspangbahnhof. In meinem Vorzimmer in Amherst haengt auch heute noch das Flugbild von Traiskirchen.



*Im Stiegenhaus in Amherst*



*Traiskirchen, Luftaufnahme*

## **B. Traiskirchen in den dreissiger Jahren**

### **a. Auf die Welt gekommen**

So war es eines Sonntags, dem 6. November 1927, dass meine Mutter, Poldi die fruehere Scholz Poldi, soweit war, um ihr juengstes (zweites) Kind auf die Welt zu bringen. So bin ich also ein so-geanntes Sonntagskind geworden. Wie oft hat die Mama mir dieses, ihr Erlebnis, erzaehlt. Sie hatte noch die Naturschnitzel, eine ungewoehnliche Delikatesse fuer uns zu dieser Zeit, fuer das Sonntagsessen gekocht. Ploetzlich sagte sie: "Franzl, es ist soweit, renn zur Frau Pospischil, es kommt schon" (damals wusste man ja nicht ob es ein Bub oder ein Maederl wuerde, das da kaema!). Die Frau Pospischil war die Hebamme in Traiskirchen, sie hat alle Kinder, die zu dieser Zeit in Traiskirchen geboren wurden, zur Welt gebracht, so sagte man mir. Poldi sagte noch zum Franzl: "Stell den grossen Hafen auf den Herd, die Pospischil braucht ja zu dieser Prozedur heisses Wasser". Wie meine Mama weiters erzaehlte, war das rechte Bett im Schlafzimmer bereitgemacht, um mich zu empfangen. Und um halb zwei war ich schon da.

Niemand ist damals im Spital geboren geworden. Das Badner Spital war in Leesdorf, einem Vorort von Baden. Da es kaum Autos gab, mit dem pferdegezogenen Wagen, auf der nicht asphaltierten Strasse haette man es sowieso nicht dermacht, vor der Geburt des Kindes ins Spital zu kommen. Und das Spital war auch 6-7 km von uns entfernt, der November normalerweise kalt und feucht.

So war der Ofen im Schlafzimmer ein gusseiserner Kanonenofen, schon in der Frueh angeheizt worden, dieses Mal mit dem teuren Koks, das



[illegible]

## Geburts- und Taufschein

Am 15. November ging's los. Unter der Oberaufsicht des Pfarrers, Hochwuerden Steiner begann der hochwuerdige Pater Mader, dem eine Woche-alten Kind, (ich wurde am Tage des Hl. Leopold getauft) das Weihwasser auf die Stirn zu tropfen. Damals tat man es ganz einfach, man nahm das heilige Wasser so wie es war, aus dem Taufbecken, sodass es wirklich heilig war. Heute gibt der Priester einen Tropfen des heiligen Wassers auf die Stirn des kleinen Baby's und wischt es sofort weg, damit sich das kleine Kind, falls das Wasser kalt waere, ja nicht verkuehle oder mit irgendetwas infiziert wuerde.



*Die Kirche St. Margaretha in Traiskirchen*



*Hochaltar*

Die Godl, Tante Loisi, spendierte also das 25 Schilling Goldstueck, als Taufgeschenk, aber ich habe das 25 Schillingstieck nie gesehen, Mama musste die 25 S bald fuer einen noetigen und sofortigen Gebrauch opfern. Mit dem Einkommen des Vaters und den Ausgaben, nun mit meiner ploetzlichen Gegenwart belohnt, brauchte man nicht nur jeden Schilling, aber auch jeden



*25 Schilling Goldmuenze, 1926*

Groschen. Jetzt kam noch das Problem des Aussuchens des Taufnamens. Weiss Gott, wer auf den Namen Otto gekommen ist. Irgendjemand war's. Es war ja Gewohnheit, ja eine Notwendigkeit, nur von der Kirche erlaubte Namen zu nehmen. Heute, in unserer Gesellschaft, kann man alles als Taufnamen oder Rufnamen waehlen, sogar Familiennamen von beruehmten oder weniger beruehmten Geschlechtern, Verwandten oder so-genannten Freunden.

Aber damals mussten es Heilige sein, Kaiser oder Koenige, zumindest musste jeder Name im Kalender stehen. Jeder "erlaubte" Name hatte einen Tag des Jahres zugewiesen, da man den Tag ja als Namenstag brauchte. Manches Mal hatte ein Name mehrere Tage, wie zum Beispiel der Franz. Da gab es einen gewoehnlichen Franz und einen Franz Xavier (wie mein Vater genannt war, der am 3. Dezember Namenstag hatte). Meine Mutter, die Leopoldine, auch Poldi genannt, hatte den gleichen Namenstag wie mein Bruder Leopold, Leo genannt. Ihr Namenstag war der 15. November, genannt nach Markgraf Leopold III., dem Heiligen. Von ihm erzaehlt man auch eine Legende, einer Geschichte, die sich abspielte, waehrend des Kreuzzuges an dem er teilnahm. Markgraf Leopold hatte angeblich so tapfer gegen die Unglaeubigen in der blutigen Schlacht gefochten, dass sein weisses Schlachtgewand vom Blut getraenkt war. Als er den Guertel abnahm, sah man den weissen Mittelteil. Daher ist die Landesflagge von Oesterreich jetzt rot-weiss-rot. Markgraf Leopold war auch der Schutzheilige von Niederoesterreich und sein Namenstag, der 15. November, war Feiertag in Niederoesterreich. Deswegen haben meine Mutter und mein Bruder ihren Namenstag immer an einem Feiertag gefeiert. Der Namenstag war auch normalerweise fuer die Person ein halber Feiertag und man schrieb sich Namenstagskarten. Heutzutage ist das alles amalgamiert und man feiert den Valentinstag als Namenstag fuer alle, speziell fuer die Vorteile der Geschaefte.

Ich bin fast sicher, dass meine Mutter meinen Vornamen bestimmte. Ich weiss nicht, ob sie wusste, wer Kaiser Otto war. Es gab 3 Kaiser Otto's im 10ten Jahrhundert, die roemische Kaiser waren und vom Papst gekroent waren. Der Erste, Otto I. (der Grosse) war der Wichtigste, er regierte als

roemisch/deutscher Kaiser von 936 bis 973, dann kam der II. und der III. Unter dem III. wurde der Ostmark, dem heutigen Oesterreich, der Name Ostarrichi (996) gegeben.

Als Pater Steiner bei der meiner Namensgebung fragte, wie der kleine Vogl genannt werden sollte, hatte man ihm schlicht geantwortet: "Otto". So sagte er: "Ist das alles?" "Wie heisst denn sein Vater"?, und Vater sagte: "Franz". "So", sagte Steiner "dann bekommt er diesen Namen als den Zweiten". Das kleine Vogl-Kind wurde also der Otto Franz. "Damit gab er sich aber nicht zufrieden und da wir in Niederoesterreich als Landesheiligen den heiligen Leopold haben (vom Leopold III.), findet man in meinem Geburts- und Taufzeugnis einen dritten Taufnamen Leopold, also: Otto Franz Leopold (Leopoldine war ja der Taufname meiner Mutter). Als Kind Otto wurde ich sofort von der Familie zum kleinen "Otti" befoerdert.

Der arme Otto Vogl hatte spaeter noch weitere Komplikationen mit seinem und seinen Vornamen. Als ich mein Doktorat erhielt, musste der Name korrigiert werden zum "Dr." Vogl, das war damals Gesetz in Oesterreich. Und dann ging ich nach Amerika. Da musste man einen "middle initial" haben. Man konnte waehlen, was man wollte oder keinen annehmen. Ich haette mich schon damals sofort straeuben sollen, habe es aber nicht getan. So sagte ich "F" und ich wurde gefragt: "Mit oder ohne Punkt, also F oder F.". Weiters mehr eingeschuechtert gab ich zu, dass der eigentliche Name Franz waere. Der Zwang eines "Mittelnamens" wurde nachher langsam in den Staaten ungebraeuchlich und ich bin wieder der Otto Vogl geworden. Nicht ganz, weil in meiner Unterschrift, die alle Leute kannten, akzeptierten und noch immer akzeptieren, das F noch irgendwie in einer "kraxenhaften" Form drinnengeblieben ist.

Der Albtraum des Otto Vogl mit den Vornamen im Geburts- und Taufschein ist noch nicht zu Ende. Ich wurde in meinem spaeteren Leben bei der Firma Du Pont angestellt. Ich war sehr zufrieden, arbeitete fleissig und wurde ein "Erfinder". d.h. die Firma entschloss sich, eine meiner chemischen Arbeiten zum Patent anzumelden. Alles wurde schoen zusammengeschrieben und zum Patentanwalt gebracht. Gefragt nach meinem Namen schrieb ich schlichte: Otto Vogl. Wieder kam die Frage: "Haben Sie keinen "middle initial"? Und zoegernd antwortete ich: "Ich verwende hin und wieder ein "F". "So" fragte man: "Mit oder ohne Punkt ?" Noch mehr zoegernd gab ich zu, dass es eigentlich Franz waere. Das Verhaengnis nahm seinen erwarteten Lauf. In strenger Weise sagte mir der Anwalt: "Bringen Sie uns Ihren Geburts- und Taufschein". Jetzt war's geschehen. Der Patentanwalt meinte: "Sie sind

gesetzlich der Otto Franz Leopold Vogl“. Und so steht's in meinen frueheren Patenten, wo ich als Erfinder genannt bin, als der Name des Erfinders. Spaeter habe ich als Otto Vogl publiziert und niemand hat sich mehr darum gekuemmert, ob ich "middle initials" oder Mittelnamen haette. Dazu habe ich manchmal in meiner eigenen Zeitschrift publiziert und dort konnte ich die Regeln selber diktieren.

Wenn Sie daher in der Literatur unter Otto Vogl nachsehen, sehen Sie mich in der fruehzeitigen Patentliteratur als Otto Franz Leopold Vogl, manches Mal als Vogl, Otto F. L. oder Vogl, O. F. L.; dann nur als O. Vogl, spaeter, als es Gewohnheit wurde, den Vornamen auszuschreiben als Otto Vogl.

Die Saga mit dem Otto ist noch immer nicht zu Ende. Als ich spaeter Italienisch lernte und mit Italienern bekannt wurde, fand ich heraus, dass "otto" die italienische Nummer 8 ist. Ihr koennt Euch vorstellen, wie sich die kleinen Kinder meiner Freunde ueber den "Otto", die Nummer 8, amuesiert haben und immer riefen: "Sette, otto, nove, dieci", 7, 8, 9, 10. Interessanterweise gibt es auch im Japanischen ein "Otto". Im Japanischen ist das Otto etwas anders betont: "Ott-to", aber sehr aehnlich unserer Betonung. Es heisst Gemahl oder Angetrauter. Ihr koennt Euch vorstellen wie die Leute, speziell kleine Kinder, und speziell Kellnerinnen und Hostessen in Japan amuesiert waren, wenn sie meinen Vornamen hoerten und lachten: Er ist sogar verheiratet.

Jetzt bin ich bald zu Ende mit dem Otto. Als wir die Namen unserer eigenen Kinder aussuchten, versuchten wir zu verhindern, dass der Name zur Laecherlichkeit verunziert wurde. Das war noch nicht der Fall, als ich klein war. Nun, mit dem Otto kann man nicht viel machen. Ja den kleiner Otto, "Otti" oder sogar "Otterl" zu nennen war moeglich. So suchten sich meine Klassenfreunde einen anderen Spitznamen fuer mich aus. Ich muss (obwohl ich in Schoenschreiben immer eine Eins hatte) einmal einen Tintenpatzen gemacht haben. Der Ausdruck Schmierfink wurde zu dieser Zeit von den Lehrern gebraucht, um fehlerhaftes Schreiben zu kritisieren. Da ich ja nie "geschmiert" habe aber mein Familienname Vogl war, wurde mir von meinen Freunden der Spitzname "Fink" (von Schmierfink) verliehen. Ich habe ihn lange, auch mit einem gewissen Stolz getragen.

Ich war ein zufaelliger Spaetkoemmling, nicht besonders geplant. Leo, mein aelterer Bruder, war ja schon 14 Jahre alt, als ich auf die Welt kam, und Mama haette mit Glueck und Unglueck, noch drei Soehne von 1922 bis 1925 gehabt. So wurde ich der Letztgeborene und die Hoffnung der Familie.

Vater und Mutter mit meinem Bruder Leo lebten einige Jahre in der Tribuswinkler Strasse beim Grossvater Anton Vogl. Aber schliesslich brauchten sie ihre eigene Wohnmoeglichkeit und haben das Haus in der Luydererstrasse gefunden. Sie wuerden Mieter eines Hauses mit einem grossartigen Hauseigentuemers, des hochklassigen Schneiders aus Wien, namens Rudolf Wanek. Zu dieser Zeit waren fast alle Schneider in Oesterreich von Tschechien, manche koennten Wanek geheissen haben, betont mit einem j nach dem n. Dieser Rudolf Wanek kam von Teplitz-Schoenau, war also, was wir heute einen Sudetendeutschen genannt haetten. Er hatte eine Adele von Unterwaltersdorf geheiratet. Die Waneks hatten den Hausbesitz in Traiskirchen erworben, wohnten aber in Wien, in der Burggasse, im 7. Bezirk, und hatten keine Kinder.

Spaeter ueber die Haussituation. Von grosser Bedeutung fuer den kleinen Otti war, dass die Wanek's besonders der Rudolf, ihn liebten. Der Otti konnte tun, was er wollte und was wichtiger war, seine Eltern, die Leopoldine und der Franz, konnten in Waneks Haus tun und machen, was sie wollten,. Es war eine ideale Symbiose

## **b. Am Aufwachsen**

Otti wuchs im Wanekhaus auf, es war ein Haus fuer mich, als waere es das Voglhaus.



*Otti, ca. 18 Monate alt*



*Mutter und Vater mit dem 4 jaehrigen*

Als ich noch klein war, sagte Mama immer, Otti haette einen Hund gehabt, den er sehr geliebt haette, mit Namen Putzi. Mama hatte mir so oft ueber ihm erzaehlt, dass ich es wirklich glaubte, vielleicht erinnere ich mich wirklich an

den Putzi. Putzi war ein Mischling undefinierter Art, eben ein Huendchen, weiss mit schwarzen Flecken. Als ich so 2-3 Jahre alt war, war er immer um mich herum; er war harmlos und aufmerksam wie ein Hund normalerweise eben sein soll zu kleinen Kindern.

Dann hatten wir auch eine Ziege; die Ziege war aber wichtig fuer den Otti. Wie alle Muetter zu dieser Zeit, hat mich natuerlich meine Mutter, wie es alle Muetter damals machten, gestillt, bis ich ein Jahr alt war. Doch einmal musste das Baby zum "Kind" erhoben werden und anfangen, Kuhmilch zu trinken. So auch bei mir; aber dann begann das Problem. Heute faengt man zeitig mit den Dosenmischungen der Gerber Produkte an. Wenn das kleine Kind ein paar Monaten alt ist, faengt man an, das Kind auf die "feste" Form des Essens zu gewoehnen. Nicht damals. Nicht fuer den Otti. Als meine Mutter versuchte, mich von der Muttermilch langsam abzugewoehnen und auf Kuhmilch umzuschwenken, kamen Probleme. Der Otti hatte Probleme. Ich weiss nicht, wie es sich genau aeusserte, aber Ausschlaege und allergische Reaktionen aller Art traten ein.

So scheint Mama zum Doktor (Dr. Bauer, damals der einzige Arzt in Traiskirchen) gegangen zu sein. Er wusste nicht, was mit mir los war, aber man gab der Kuhmilch die Schuld. Jetzt kam das Problem: Da die Mutter nicht mehr in der Lage war, den kleinen Otti zu stillen und er die Milch vom Bauer Trimmel, trotz richtigem Abkochen nicht vertragen konnte, gab es andere eine Loesung, die mein Vater erfand. Er sagte, wenn nicht die Kuh, warum nicht eine Ziege? So bekamen wir eine Ziege, also eine Gass. Auch ueber sie hat Mama mir soviel erzaehlt, dass ich sie so richtig vor mir sehe, mit Bart, sogar ihren Geruch verspuere. Und sie wurde gemolken und der Otti trank die Ziegenmilch und war zufriedengestellt mit der Ziegenmilch. Wie lange wir die liebe Ziege hatten, weiss ich nicht mehr, kann mich nicht einmal an ihren Namen erinnern, aber es waren sicher einige Jahre. So hat mir das Goasserl moeglicherweise mein Leben gerettet. Ich glaube, ich habe gelernt, als ich ca. 3 Jahre alt war, was sie fuer mich bedeutete, und habe gelernt, unsere "Gass" sogar zu melken. Vielleicht hat mich meine Mutter einmal dazu bewogen an dem Euter zu ziehen.

Jetzt habe ich angefangen von der Gass und dem Putzi zu erzaehlen, eigentlich wollte ich aber von der Taufe und der Kirche weitererzaehlen.

Meine Eltern waren nicht besonders religioes. Wie es die Zeit es verlangte, wurde ich als Katholik getauft und aufgezogen. Katholizismus war Staatsreligion in Oesterreich und als "Vorzugsschueler", auch in der



Volksschule, musste ich eine Eins in Religion haben. Wenn ich auf meine Zeugnisse aus dieser Zeit schaue, so sehe ich 2 Kategorien speziell herausgehoben. Benehmen und Religion. Um diese Eins in Religion garantiert zu haben, musste ich am Sonntag in die Kirche gehen und das in einem Buechlein beglaubigt haben. Als Kinder zwischen 1934 und 1938 war das selbstverstaendlich. Mein Freund, der Stadlmann Hans, der leider viel zu frueh, voriges Jahr, gestorben ist, erinnerte sich, dass wir auch sogar zusaetzlich, zusammen ministriert haben. Waehrend der Kommunion mischte der Priester Wein und Wasser von zwei Behaeltern. Wenn der Wein kam, hat der Priester immer den Kelch gesenkt. Fuer das zusaetzliche Wasser (dass immer 1:1 zugegeben haette sein sollen) wurde Kelch hoch gehalten. Schliesslich hatten manche Priester zwei oder mehr Messen am Morgen von 6 Uhr an, gehalten, ohne offizielles Fruehstueck, auf leeren Magen, daher ihre freundlich Disposition!

Ich erinnere mich auch noch, dass man, als Ministrant, waehrend der Messe mit dem "Klingelbeutel" an einen langen Stock, an dessen Ende ein samtener kleiner, dunkelrot-brauner Beutel mit einem kleinen Gloeckerl hing. Mit dem sammelte man bei der Wandlung, von Glaebigen die Spenden ein. Viel hatte man ja nie eingesammelt, da ja niemand mehr als ein paar Groschen in den Klingelbeutel hineingab (hin und wieder einen Hosenknopf). Papiergeld sah man selten. Wenn jemand eine solche reiche Gabe gab, steckte er es nicht in den Klingelbeutel, sondern zeigte es oeffentlich. Das Prinzip war auch schon damals, wenn man mehr gab, sollte es die Authoritaet sehen und wissen, wer es gab. Wenn man wenig gab, versteckte man es in der Hand. Einige Leute hielten die Hand ueber den Schlitz des Klingelbeutel und gaben --- nichts.

Jetzt komme ich wieder an meine Schulpflichten zurueck. Fuer die Erste Kommunion am Ende des ersten Schuljahres waren alle Schueler anwesend. Das Bild zeigt, dass die gleichen Kinder auf dem Kommunionbild waren, wie im offiziellen Bild der ersten Klasse. Uebrigens, ein Dominikaner (ich glaube von Trumau) Pater Mader, war unserer Religionslehrer. Er hatte mich auch als kleines Kind getauft. Aber Traiskirchen gehoerte zur Obrigkeit der Benediktinern, spezifisch Melk.

Meine Assoziation mit der Kirche hat auch den Anfang meiner intellektuellen Taetigkeit angeregt. Die Kirche von Traiskirchen, St. Margaretha, hatte einen Organisten, einen Junggesellen, der in einer kleinen Wohnung im Kirchenkomplex wohnte. Sein Name was Wandschura. Herr Wandschura spielte die Orgel in der Kirche. Wenn ich mich daran erinnere, gar nicht so schlecht. Irgendwie wurden wir bekannt, als ich vielleicht 7 Jahre alt war.



Meine Mutter bestand darauf, dass ich ein Musik-Instrument zu spielen lernen sollte. Von meinem Grossvater, der ein aktiver Musiker in Traiskirchen war und sogar eine Kapelle hatte, hatten wir eine Geige. Ich versuchte die Geige zu spielen, ohne richtige Anleitung und Vorbereitung. Es war eine Katastrophe. Mein Grossvater hatte auch eine Okarina. Ich probierte (auch ohne Anleitung) die Okarina spielen zu lernen, aber es war hoffnungslos. Ich hatte eben kein Musikgehoer.

Also zurueck zum Wandschura. Mama sagte, ich sollte Klavierspielen lernen und zahlte ihn 50 Groschen pro Stunde. Dreimal in der Woche ging ich zu ihm und zu seinem Klavier. Und ich lernte, das Klavier zu spielen, nicht wie ein Konzertpianist, aber genug so dass es mir auch heute noch Freude macht, hin und wieder etwas Klavier zu spielen. Ich spiele auch noch heute einige mir gut bekannte Stuecke, wie den erste Satz der Moonlight Sonata, "Fuer Elise.....". und ein paar Chopin Stuecke. Aber ich hatte eben kein richtiges Musikgehoer und was ich erlernt habe, war mehr oder weniger mechanisches Klavierspielen. Nichtsdestoweniger habe ich meinen zwei Kindern spaeter je drei Jahre Klavier gelehrt. Sie haben es nie verwendet, aber sie koennen auch heute noch Musik lesen.

Wandschura wollte mich auch dazubewegen, unter seiner Aufsicht und Anleitung, die Orgel zu spielen lernen, aber das schaffte ich auch nicht. Wie man den Blasbalg treten musste, habe ich schon gelernt, aber das wirkliche Spielen mit den ganzen Registern war viel zu viel fuer mich. Heute braucht man den Blasbalg der Orgel nicht mehr zu treten, alles wird nun elektrisch betrieben.



*Am Muehlbach*

### **C. Die Carl Luydererstrasse**

In meiner Jugendzeit war Traiskirchen eine "Stadtgemeinde" mit ueber 7,000 Einwohnern. Es umfasste drei Katastralgemeinden, Traiskirchen, Moellersdorf

und den kleineren Ort Wienersdorf, davon 3,300 in Traiskirchen, die Gemeinde war gerade zur Stadt erhoben geworden. Traiskirchen war der Ort der Angestellten, Bauern und Weinbauern. Moellersdorf hatte 7 Fabriken und war eine Gemeinde von Bauern und Arbeitern. Es hatte aber auch ein bekanntes "Schloessel". Moellersdorf grenzte in Richtung Wien an Guntramsdorf und Muenchendorf, und Wienersdorf war gegen Tribuswinkel und Leesdorf gelegen. Traiskirchen selbst grenzte im Norden an Pfaffstaetten und Gumpoldskirchen, aber auch an die Vororte von Baden und an Trumau, befand sich aber ziemlich in der Mitte der Katastralgemeinden. Fast alle Haeuser in Traiskirchen waren Ziegelbauten, die mit Moertel verputzt waren und meist mit Habsburger gelb gestrichen waren, oft mit weißgestrichenen Fenster- und Tuerrahmen.

In der Mitte und als Zentrum der Stadt Traiskirchen prangte der Hauptplatz, mit der Nikolauskirche und Dreifaltigkeitssaeule (Pestsaeule). Jetzt haben auch die nach dem Kriege gebauten Gebaeude, das neugebaute Rathaus und der Rathauskeller eine prominenter Position. Am Hauptplatz waren ein paar Geschaefte und einige "Herrenhaeuser".

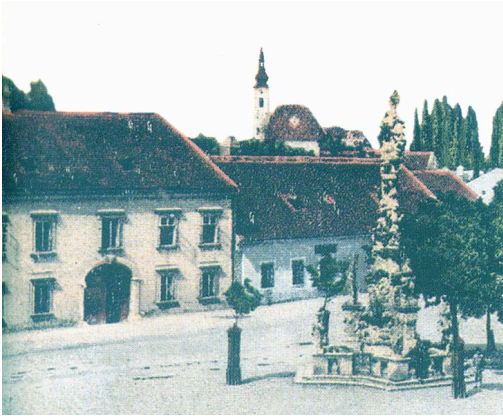
*Am Hauptplatz*



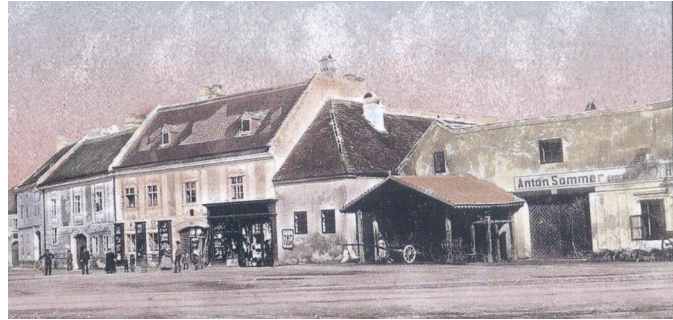
*St. Nikolauskirche*



*Glannerhaus ~1935*



*mit dem Ferschnerhaus*



*mit Idahof*

Doch zur Stadt: Traiskirchen war gerade im Jahre 1927 nach 600 Jahren als Marktgemeinde zur Stadt erhoben worden. Durch die Stadt schlaengelt sich die Hauptstrasse, heute B17, die von Wien nach Wr. Neustadt fuehrt. Der eine Teil, heisst die Wienerstrasse und der andere, logischer Weise, die Wr. Neustaedtersstrasse.

In meiner Jugend wurde in Oesterreich auf der linken Seite der Strasse gefahren. Als ich ein Bub war, war die Strassen gerade asphaltiert worden, und nur ein paar Autos fuhren da entlang, meistens aber Fahrraeder und auch ein paar Motorraeder. Die Puch 250 bei den Motorraedern und der Steyr 50 bei den Autos waren damals in Mode.



*Die Luyderestrasse nach dem I. Weltkrieg Postkarte)*

Durch Traiskirchen floss auch der Muehlbach, frueher wichtig fuer den Betrieb der Muehlen die am Muehlbach lagen, Muehlraeder hatten, und daher den Muehlbach zum betreiben der Maschinen benoetigten. Ausserhalb und



suedlich von Traiskirchen floss die Schwechat, einer der wichtigen Fluesse im oestlichen Oesterreich, auch Aubach genannt.

Zurueck zum Hauptplatz: An der einen Ecke des Hauptplatzes begann die Karl Luydererstrasse. Karl Luyderer war von 1886-90 Buergermeister von Traiskirchen. Die Luydererstrasse fuehrt vom Hauptplatz zum Eingang des Stadtparks. Diese Gegend war damals der "feinere" Stadtteil von Traiskirchen. Wenn man vom Hauptplatz gegen den Park schaut, am Beginn der Luydererstrasse, war an der rechten Seite das Eitlerhaus, auch "Tazerhaus" genannt. Vor nicht ganz 240 Jahren, war es ueber 130 Jahre das Haus des Marktrichters, also das Rathaus von Traiskirchen. Von 1782-1819 war es das Kreisamt des Viertel unter dem Wienerwald. Jetzt gehoert das Tazer Haus der Familie Eitler, eines Weinhauers der den prachtvollen Buergersaal mit dem beruehmten Bild, noch immer in hohen Ehren haelt.



*Das Eitlerhaus am Hauptplatz*

Vis a vis, auch noch am Hauptplatz war das Haus des Glaserermeisters Schmid. Als wir Kinder waren, konnte man verschiedene Glassachen kaufen, aber was viel wichtiger war, dort bekam man das Glas fuer Fenster zu kaufen, die doch hin und wieder brachen oderr gebrochen wurden.

Auf der rechten Seite der Luydererstrasse, gegen den Stadtpark zu, war die lange Mauer des Eitlerhauses, immer etwas reperaturbeduerftig, es war ja der lokalen Feuchtigkeit ausgesetzt. Dazu war der damalige Moertel von bedingter Dauer und broeselte, von der Feuchtigkeit des Bodens bedingt, nach einigen Jahren, ab. An der linken Seite der Luydererstrasse war das Gliedererhaus auf Nr. 3. Die Steinpruckner Gusti hat mich vor Kurzem erinnert, dass auf der anderen Seite auf Nr. 1, die Aumann gewohnt haben. Das naechste Haus, schon am Hauptplatz, war das Haus des Schmid Glaserers. Einer der Soehne der Familie, Leopold, wurde spaeter Universitaetsprofessor. Schon am Hauptplatz, das naechste Haus, wohnten

die Blaha's und dann, am Eck des Hauptplatzes, das Haus des Glanner Johann. Hans war spaeter der Vorsitzende der Traiskirchner und und dann der Bezirksorganisation der Weinbauern. Vom persoenlichen Standpunkt: Johann Glanner ist ein Gschwisterkindskind von mir (von der Kohlhofer Seite her). Unsere Grossmuetter, die Kohlhofermaedel, waren Schwestern.



*Die Luydererstrasse um die Jahrhundertwende 2000*

Zurueck zur Luydererstrasse: Neben dem Gliederer war Luydererstrasse Nr. 5, ein Eckhaus, das einem anderen Glanner gehoerte. Ich habe das Haus kaum gekannt. Es lag an der Strassenecke, von dem in 60gradiger Richtung, ein Gaesschen abzweigte, das "Winkel". Das Winkel, heute Bahngasse genannt, hatte ca.10 Haeuser und war, am Ende, eine Sackgasse. Den Abschluss des Winkels bildeten das Haus des Zuber- Gaertners und das Ostererhaus.



*Zeichnung: Friedl und Otto*



*In der Luydererstrasse*

*Die Ratschenbuben*

Vis a vis des "Winkel-Einganges" war Nr. 4, das Steinprucknerhaus. Die Steinpruckner hatten eine Transportfirma, und verdienten sich mit verschiedenen Dingen, wie mit Biertransporten in Faessern, ihr Leben. Die Firma brauchte Eis fuer Ihren Bestand, daher wurde im Winter immer das Eis von den gefrorenen Ziegelteichen herausgesaegt und in einem speziellen Schuppen unter Stroh aufbewahrt. So hatten wir immer Eis in der Naehe. Das

Haus gehoerte der Grossmutter Steinpruckner. Sie hatte 2 Enkeln, die Vali und die Gusti. Sie waren ungefaehr in meinem Alter, Valerie war ein Jahr aelter, die Gusti ein Jahr juenger. Daher sind wir nicht in die gleiche Schulklasse gegangen und haben uns nie so richtig gut gekannt. Beide leben nun in Amerika und die Gusti (nun auch schon in den 80igern) hat mich gefunden, angerufen und mir (unter anderem) erzaehlt, dass sie manches Mal die Milch zu uns gebracht hat (die Steinpruckners in der Luydererstrasse waren nicht nur eine Transportfirma, aber sie hatten auch 2 Kuehe). Scheinbar hat meine Mutter die Milch auch von Ihnen gekauft. Wir hatten ja nur eine Ziege, eine Gass.



*Vali und Gusti Steinpruckner*



*Hertha Gruber (Strass)*

*~70 Jahre spaeter*

Nun zu "unserer" Seite, der Strassenseite mit den geraden Hausnummern in der Luydererstrasse. Die Steinpruckners hatten die Nr. 4. Dann kamen die Grubers auf Nr. 6. Wir hatten sie zu dieser Zeit, meiner Jugendzeit, recht gut gekannt. Ich glaube, wir waren eben gute und respektvolle Nachbarn. Ich habe jetzt die Hertha, die fast 10 Jahre juenger ist als ich, und eine verheiratete Strass ist, sehr gut kennen und schaeetzen gelernt.



*Luydererstrasse # 8 and # 6*



*# 4, das Steinprucknerhaus*

Dann kam "unser" Haus, Nr. 8. Natuerlich hatte es nicht uns gehoert, sondern dem Ehepaar Wanek, Rudolf und Adele Wanek.





*Das Haus # 8 vor dem "Abreißen" Das Abreißen meines Geburtshauses in 2003*

Nach "unserem" Haus war das Langhaus auf Nr.10. Ich habe den Lang oder die Langs nie kennengelernt. Aber sie hatten zwei Mietwohnngen, eine an der linken und einer an der rechten Seite der "Einfahrt" die sogar fuer Autos oder kleine Lastwagen geeignet war. Auf unserer Seite war die Familie Nemetz, die ich gut kannte. Vater ist mit der Frau Nemetz in die Schule gegangen und hat den Franz, ihren Gatten, von seiner Jugendzeit gut gekannt. Franz Nemetz hat Kohlen ausgefuehrt, was uns hin und wieder von Nutzen war. Die Nemetz hatten zwei Buben, die aber aelter waren als ich. Ich habe sie nicht richtig gekannt. Auf der anderen Seite der "Einfahrt" lebte ein pensionierter Major.

Dann war noch ein Haus am Ende der Luydererstrasse, an der Ecke zum Stadtpark. Dort wohnten die Sedlmayers. Sie hatten einen Sohn Karl; wir haben die Leute hin und wieder gesehen, aber nie engere Verbindung mit ihnen gehabt.

Auf der anderen Seite der Luydererstrasse, nach der Abzweigung zum "Winkel" in Richtung Stadtpark war die Ecke, wo frueher eine Sparkassenfiliale fungiert hatte. Ich wusste nie, ob es ein wirkliches Bureau war oder ob irgend jemand dort wirklich wohnte – so geheimnisvoll war die Luydererstrasse.. Das ganze Haus Nr. 7 war irgendwie mysteriös. Das naechste Haus war das Knyhaus, mit der Kny Lini als Hausfrau. Ich nehme den Namen der Frau zuerst, da sie regierte. Sie und ihr Mann, der Anton Kny hatten eine kleine Konditorei. Der Toni war ein Verwandter von uns, von meiner Mutter's Seite her; vielleicht waren sie auch Gschwisterkindskinder. Unsere Familien haben sich nicht besucht, aber ich war oft bei den Knys. Der Kny Toni mochte mich und ich mochte ihn. Die Familie Kny hatte keine eigenen Kinder, aber eine Zieh- oder Adoptivtochter, die scheinbar von der Verwandtschaft der Frau Kny her kam. Sie war einige Jahre aelter als ich. Ich habe sie auch nicht richtig gekannt.

Das naechste Haus, Nr. 9, war das Haus Kroller. Der Kroller Lehrer (Franz) war ein Astronomiefanatiker und in Traiskirchen sehr aktiv nach dem Krieg. Er half eine Mikrosterntwarte gruenden, die nach ihm benannt ist. Seine Frau war eine geborene Traiskirchnerin, die in der Volksschule (lange vor mir) unterrichtete. Franz Kroller war ein angesehener Lehrer (Professor) im Ottakringer Gymnasium und fuhr jeden Tag mit der Badner Bahn nach Wien, um dort zu unterrichten. Die Krollers hatten zwei Soehne, Franz und Fritz, beide etliche Jahre aelter als ich; als Soehne eines Gymnasiumsprofessors, haben sie und ich kaum Kontakt gehabt. Der eine wurde nach vielen Jahren und einem erfolgreichen Studium and der Universitaet, Professor an der Universitaet Graz und Direktor ihrer Bibliothek. Er wurde sogar fuer einige Jahre, der Praesident der Organisation Europaeischer Universitaetsbibliothekaren - - eine phaenomenale Karriere und fuer die Gemeinde Traiskirchen eine erstaunliche Leistung.

Meine Frau und ich wollten einmal, anfangs der 90iger Jahre das Kroller Haus, wie auch "unseres" kaufen, aber beide waren nicht verkaeufllich.

Nach dem Krollerhaus auf Nr. 11 kam das Haus Schuster, ein Lehrer in der Schule in Traiskirchen, der es auch zum Buergermeister von Traiskirchen brachte. Auch eine andere Familie Gruber wohnte dort. Nummer 11 war ein mysterioeses Grundstueck; ich war nie drinnen, aber waehrend des Krieges war es das Haus wichtiger Zusammenkuenfte von Widerstandsgruppen, hat man mir spaeter gesagt. Wir alle (auch wir Kinder) wussten es, aber niemand wagte, etwas davon zu sagen. Letztlich war das Haus Nr.13 des offiziellen Buergermeisters des damaligen Systems, Herr Mikulovszky, auch ein Schullehrer. Der Buergermeister zu meiner Schulzeit war Dipl. Ing. Josef Ferschner, der Vater meines Freundes und Schulkollegen Friedl Ferschner. Ing. Ferschner war auch der Praesident der Molkereigenossenschaft Niederoesterreich unter dem Wienerwald.

So sind wir also am Ende der Luydererstrasse. Aber bevor ich auf unser, das Wanek Haus zu sprechen komme, noch einige Bemerkungen.

Bei jedem unserer Haeuser, die ja zusammengebaut waren, gab es einen Vorgarten. Diese Vorgaerten waren ca. 2 m breit und von einem Gitterzaun gegen das Trottoir in gerader Linie, entweder von Gittern aus Schmiedeeisen oder von schoenen soliden Gitterzaeunen, abgegrenzt. Jeder Besitzer hatte seinen eigenen Stil. In unserem Vorgartl waren Rosen gepflanzt, rosarote Rosen, vielleicht 8-10 Rosenstoecke, auch einige gelbe. Es waren sogenannte Teerosen und hatten einen herrlichen Geruch. Als ich mein erstes



eigenes Haus in Amerika hatte, habe ich die Tradition fortgesetzt und wir hatten ueber zwei Dutzend Rosenstraeuche von verschiedener Art. Die Luydererstrasse endete am Eingang des Stadtparks. Aber die Endung der Luydererstrasse war eine "Endstrasse", die von der Wr Neustaedtersstrasse bis zum Aspangbahnhof ging und noch immer geht. An einem Ende dieser Strasse die jetzt Walther von der Vogelweidestrasse heisst, war die Tankstelle Duswald und auf der anderen Seite der Strasse war der Besitz eines Bauern- und Weingartenbetriebes, und dort wohnte die Familie Kautz. Der Sohn Rudolf, mein Freund Rudl, war und ist noch immer einer meiner engsten Freunde. Vor der Hoftuer des Kautzhauses war das Schwedenkreuz von ca. 1650.



*Das Schedenkreuz von Draiskirchen, 1650*

Am hinterem Ende unserer Haeuserreihe in der Luydererstrasse (der geraden Nummern) waren Gaerten, jedes Haus war von einer Planke gegen den Nachbarn "geschuetzt" und am Ende dieser Gaerten war eine primitive Strasse, eine "Zufahrt", die einen Eingang zu jedem Garten hatte. Fuer mich bequem, so konnte ich meinen Freund, den Kautz Rudi, immer leicht besuchen – durch die Hintertuere.

Ich hatte gesagt, dass vom Duswald (der Wr. Neustaedter Strasse) zum Aspangbahnhof, am Ende der Luydererstrasse aber vor dem Stadtpark eine Strasse lief. Als Kinder wussten wir nie, dass sie einen Namen hatte, Wir nannten sie Bahnhofstrasse. Heute ist sie die Walter von der Vogelweidestrasse.

Am Ende des Stadtparks, aber an der linken Seite der Vogelweidestrasse, stand ganz allein ein zweistoeckiges Miethaus, von einigen Familien bewohnt. Hier lebten auch drei meiner Freunde. Der Lorenz Giel, (der Giel Lenzi), die

Susanne Kraus (die Kraus Susi) und die Gertrude Skoda (die Skoda Gerti). Der Giel Lenzl war etwas aelter als ich, vielleicht drei Jahre aelter, aber die beiden Maedchen gingen in meine Klasse und wir sind oft zusammen, Hand in Hand, in die Volksschule gegangen – es gab ja zu dieser Zeit keinen Schulbus. Es wurde erwartet, dass die Kinder frueh lernten, auf sich selbst angewiesen zu sein und auf sich selbst und ihre Freunde, die moeglicherweise leichtsinniger waren, aufpassten. Ich weiss nicht einmal, ob es heute in Traiskirchen einen Schulbus gibt.

## **D. Das Wanek Haus**

Das Haus Luyderestrasse Nr. 8 gehoerte dem Rudolf Wanek. Der Herr Wanek war ein Massschneidermeister, der in der Burggasse im Wiener 7. Bezirk, der ja Neubau heisst, wohnte. Meine Eltern und deren Sohn Leopold, mein Bruder, auch Leo genannt, hatten, nachdem sie geheiratet hatten, bei meinem Grossvater, Anton Vogl in der Tribuswinklerstrasse gewohnt. Irgendwie hatten sie die Wohnmoeglichkeit in der Luydererstrasse gefunden. Rudolf Wanek, 1880 geboren, hatte eine Frau, die Adele, aber die Wanek's hatten keine Kinder. Ich glaubte, die Adele kam aus Unterwaltersdorf, und ich glaube mich erinnern zu koennen, dass das Haus in der Luydererstrasse 8 in Traiskirchen von ihr war. Entweder hatte sie es direkt geerbet oder das Geld geerbt, um das Haus zu kaufen.

Meiner Erinnerung nach kam der Rudolf aus Teplitz-Schoenau im Sudetenland. Er scheint ein richtiger Tscheche gewesen zu sein, da der Name richtigerweise als "Vanjek" betont wurde. Rudolf hatte einen Neffen, den Sohn seiner Schwester, aber die haben in der Tschechei gelebt und ich erinnere mich, ihn nur einmal gesehen zu haben. Man reiste ja damals nicht so viel wie heute.



*Adele und Rudolf Wanek (mit Freundin)*

Nach dem ersten Weltkrieg waren viele Wiener Schneider Tschechen, speziell die Guten. Als renommierter Massschneider war Wanek bestrebt, Anzuege bester Qualitaet und Passungsform zu machen. Anzuege, vom Rudolf hergestellt, kosteten (~220 S), mehr als einen Monatsgehalt meines Vaters.

Das Haus in Traiskirchen war entweder eine Investition fuer den Wanek oder sein "Landhaus". Jedenfalls hatte der Rudolf das Haus und er suchte einen Mieter – und er fand auch einen in der Mitte der 20iger Jahre, die junge Familie des Vogl Franzls. Ich habe nie genau erfahren, wie das Verhaeltnis der Waneks zu ihrem Traiskirchner Hauses war. Jedenfalls ist die Adele, auch "Dellie" genannt, verhaeltnismaessig selten nach Traiskirchen gekommen, und manchesmal nicht auf laengere Zeit. Die Dellie hatte ihre Ambitionen, in Wien zu wohnen, die Wiener Luft zu atmen und zur Mittelklasse in Wien zu gehoeren, obwohl sie den Rudolf Wanek, den "Massschneider", zum Gatten hatte. Dass sie keine Kinder hatten, oder haben konnten, hat den Rudolf weitaus mehr getroffen, als seine Gattin. Man hat eben dem lieben Herrgott die Schuld gegeben. Aber ich, der kleine Otti, hatte davon profitiert, weil ich wurde ihr, zumindest Rudolfs, Ersatzsohn.

Also, die Vogls zogen ins Wanekhaus ein. Wie das der Vater geschafft hatte, ist mir noch heute ein Raetsel – aber wie auch heute in Traiskirchen, es ist gut ein z'Hausiger zu sein. Die Vogls waren z'Hausige, also wirkliche Traiskirchner, der Wanek war ein "Zuagraster". Die Vogls hatten in ihrer weiteren Familiengeschichte Musiker, Ziegeldecker, Schusters mit allen moeglichen lokalen Verbindungen. Der Wanek war ein Weaner, noch dazu kein Intellektueller, sondern ein gut verdienender Schneider. Das Haus wurde an die Vogls vermietet. Es bestand aus einem Eingang, einer Kueche mit einem Vorraum und einem Schlafzimmer. Dann folgte ein weiteres Zimmer, wie ein grosses Kabinett. Das war das Zimmer des Herrn Wanek. Um in sein Zimmer zu gelangen, musste der Rudolf (und Adele) natuerlich durch unser Schlafzimmer gehen. Der Rudolf kam zwei- bis dreimal im Monat von Wien mit der Badnerbahn, Er kam meistens am Samstagnachmittag und fuhr mit dem Fruehzug am Montag nach Wien zurueck. Man soll nicht vergessen, dass die Woche damals noch sechs Arbeitstage (also eine 48 Stunden Woche) hatte, nicht fuenf wie heute; auch die Schulwoche hatte 6 Tage.

Zurueck zum Einzug der Familie Vogl. Der Vater Franz hat als Hilfsarbeiter bei einer Metallfirma, als Schichtarbeiter gearbeitet. Er goss kleine, duenne Bronze- und Messingblaettchen, ca. 8 cm im Diameter. Ich fand es

interessant, da ich, als Bub, ein paar Mal hatte zuschauen duerfen, von der Weite her, und war sehr beeindruckt. Es gab natuerlich damals keine Sicherheitsmassnahmen und alles zischte und brodelte. Ein Wunder wie die Leute/Arbeiter das ueberlebten. Vater Franz war Schichtarbeiter: von 6-2, 2-10 und 10-6. Damals verdiente er 42 S in der Woche, fuer die Nachtschicht 49 S! So ging das ganze Leben zum grossen Teil aufs Tauschen (barther) aus, weil man natuerlich vom gewoehnlichen Wochenlohn nicht leben konnte. Wie haette man eine Familie ernaehren koennen?

Wir lebten also in Haus Wanek als ob es uns gehoerte, und zahlten 8 S alle Vierteljahre Zins. Aber Vater und Mutter mussten das Haus in Stande halten, der Rudolf zahlte natuerlich die Materialien, und die Mama raeumte sein Zimmer auf. Hin und wieder bekam Vater vom Wanek einen seiner kaum getragenen Anzuege – Wanek und Vater waren zufaellig gleich gross. Mutter bekam vom Schwager in Wien hin und wieder ein kaum getragenes Hemd, das sie fachmaennisch flickte. Sie hatte eine Naehmaschine und war sehr geschickt im Naehen. Dadurch war mein Vater, obwohl er nur ein Hilfsarbeiter war, einer der bestgekleidetsten Traiskirchner und war sehr stolz darauf.

Bevor ich mit meinem Vater fortfahre, etwas mehr ueber den Rudolf Wanek. Da er keine Kinder hatte und ich etwas juenger war als sein Neffe, wurde er mein “Onkel“, der Onkel Rudolf. Kein Wunder, Mama hatte mich ja gut aufgezogen und ich hatte gelehrt, mich gegenueber “Onkel Rudolf” anstaendig zu benehmen. Er brachte ja jedes Mal, wenn er von Wien kam, eine Banane oder ein Orange (oder beide) von Wien. Wir hatten ja in Traiskirchen kein Geschaeft, wo Suedfruechte verkauft wurden.

Als ich aelter wurde und anfang in die Schule zu gehen, wurde ich auch etwas neugieriger. Der Herr Wanek hatte eine eigenartig geformte, sogenannte “Erdbeernase“, die wir immer “Pfrnak” nannten, um die tschechische Abkunft anzudeuten, der traditionelle Name fuer die Erdbeernase. Einmal, so erinnerte mich, hatte ich meine Mutter gefragt. “Mama, sauft der?”. Zu dieser Zeit wurde diese Struktur des Pfrnaks gewoehnlicherweise dem Resultat des Trinkens zugeschrieben. Bevor Mutter antworten konnte, hatte es der Wanek gehoert, und geglaubt, er muesse diese Idee aus dem Wege schaffen. Er versicherte meiner Mutter. “Aber gar keine Spur, Frau Vogl, wissen Sie Frau Vogl, in meinem Beruf muss ich immer gut gekleidet sein, und in Wien trage ich immer einen steifen Hut (auch Melone genannt). Was Sie da sehen, ist das Resultat des Druckes des steifen Huts”. – Natuerlich hat er getrunken, er ist ja deswegen aufs Wochenende (ohne Delie) nach Traiskirchen gekommen.

Uebrigens noch eine Story vom Rudolf Wanek. Ja, er war der Rudolf, nicht der Rudi oder gar der Rudl! Er kam ja von Wien! Wie sehr er in Traiskirchen bekannt oder beliebt war, habe ich nie erfahren. Aber er ging regelmaessig zu den verschiedenen Heurigen in Traiskirchen, so muss er in den Heurigenschenken bekannt gewesen sein. Einmal haette ihm eine seiner Exkursionen zum Heurigen beinahe sein Leben gekostet.

Es war in einem Winter Abend, einem schneereicher Winter, der Schnee war 2-3 m in den Rinnsalen vor den Haeusern in der Luyfererstrasse aufgehauft und nur ein enger Steig war uebriggeblieben, zwischen dem Vorgartengitter und den Schnee“quahen“, um am Trottoir sich durchzuzwaengen. Wir waren noch wach und sassen in der Kueche; da hatte meine Mutter vor dem Haus ein Grunzen, ja Seufzen gehoert. Die Eltern liefen hinaus, da steckte der Rudolf samt Anzug und Wintermantel in der drei Meter tiefen Schneewehe auf deren halber Hoehe bis zu den Schultern im Schnee. Er waere erstickt und erfroren, wenn wir schon schlafengegangen waeren. Der steife Hut war irgendwo, er hatte die Hausschluessel in der Hand um aufzusperren. Aber in seinem Rausch hatte er sich anstatt nach rechts zu unserer Haustuer, nach links gedreht und statt die Haustuere die Schneewehe aufsperrern wollen. Dabei hatte er das Gleichgewicht verloren. Die Eltern trugen ihn in sein Zimmer und legten ihn ins Bett. Weiss Gott, was er dann noch gemacht hat. Aber morgens hatte er die Mutter gebeten, das Zimmer, das wie ein Schlachtfeld aussah, herzurichten und ja nichts der Delie zu sagen. Der grosse Spiegel war zertruemmert, und der Vater musste ihn (Gottseidank hatte Vater gute Beziehungen mit dem Glaserer Schmid) rasch wiederherstellen lassen, da ja naechstes Wochenende der Rudolf mit der Delie kam. Und so hat die Delie nie etwas von Rudolfs privaten Exkursionen in Traiskirchen erfahren.

## **a. Das Haus**

“Unser“ Haus, das Wanekhaus in der Luydererstrasse 8, war fuer meine heutigen Verhaeltnisse ein kleines Haus. Da es das Haus war, in dem wir wohnten, haben wir es, meine Eltern als auch ich, als unser Haus betrachtet und dementsprechend behandelt. Nach Vereinbarung, war Vater fuer alles verantwortlich. Das Haus war mit Moertel (Meuta) verputzt. Da die Gegend feucht war, wurde der Moertel nach einer (leider kurzen Zeit) am unteren Meter broeslig und begann abzufallen. Das hiess, Vater musste ein Maurer werden. Er musste die sproeden Stellen abklopfen bis auf die Ziegeln und alle Stellen, am ganzen Haus wieder mit Moertel “anwerfen“. Nach dem Abgeklopfem, wurde der Kalk, in 10- 25 kg Saecken gekauft (auf Waneks

Rechnung) und in einer speziellen Truhe mit einer "Rechen", zum "Loeschen" vorbereitet. Die Saecke, mit gebrannten Kalk waren natuerlich Kalzium oxid und mussten durch Wasserzugabe zu Kalzium hydroxide umgewandelt werden. Da die Umwandlung zum geloeschten Kalk nicht vollstaendig sein sollte, musste der Maurer professionell gebildet sein, was mein Vater letztlich wurde. Nachdem der richtigen Mischung und Homogenitaet hergestellt war, wurde die richtige Menge Sand, in die Mischung eingetrgen, und der Moertal war bereit auf die Ziegel, die ja abgekratzt waren, aufzutragen. Ich weiss das genau, weil ich schon in jungen Jahren dabei war und meinem Vater "half" beim Abkratzen und Herrichten fuer den Moertel.

Vater hatte dann noch eine Spachtel und eine Kelle und ich sehe ihn noch heute, das Mischmasch auf die Ziegeln der Mauer schleudern. Dann hatte er ein Stueck Holz mit einem Handgriff und alles wurde geebnet. Beim letzten Teil der Prozedur, als ich schon etwas aelter war, ca. 7-8 Jahre, durfte ich mit einer speziellen Kelle die Oberflaeche der Struktur ganz eben machen. Vater hat nie geschimpft, wenn ich es nicht richtig gemacht hatte, er hat diskret den Fehler eliminiert.

Nachdem der Moertel getrocknet war - der gebrannte Kalk musste ja das Kohlendioxid von der Luft aufsaugen und den Kalk (Kalziumkarbonat) wieder herstellen- ging Vater, die Farbe fuer den Anstrich holen. Wie in der ganzen Luydererstrasse ueblich, musste die Farbe des Hauses immer in Habsburger Gelb gestrichen sein, mit hin und wieder weissen Raendern um die Tueren und Fenstern. Uebrigens, die Tuerrahmen (die alle hoelzern und manches Mal geschnitzt waren) wurden mit dunkelgruener Standard Oelfarbe gestrichen.

Mein Vater musste auch ein Dachdecker sein. Wir hatten ja Ziegeldecker in unserer weiteren Vogl-Verwandtschaft (der Ziegeldecker Vogl). Manchmal musste ein Dachziegel der gebrochen war, ersetzt werden. So war Vater immer vorbereitet, sich seine "Ziegeldeckerschuhe" anzuziehen und hinaufzuklettern aufs Dach. "Rutsch ja nicht aus", hat die Mutter immer gerufen. Da man damals kaum Sicherheitsmassnahmen traf, wie man es heute tun muss, musste man eben wissen wie man aufs Dach kletterte und wie man am Dach marschierte. Manchmal konnte man schwindeln und die Dachziegel von hinten und unten, vom Innern des Dachbodens aus hineinzwaengen, ohne aufs Dach zu steigen. Die Dachziegel hatten eine Nase und wurden an dieser Nase an die hoelzernen Dachleisten aufgehengt. Zwischendurch musste man mit Moertel manche Stellen am Dach ausbessern. Das untere Ende des Daches hatte ueberigens eine

Blechendung von einer Laenge von einem Meter, wahrscheinlich verzinkt; am unteren Ende war natuerlich die Dachrinne.

An einem Teil des Daches, richtig gesagt, am Dach der Schuppen) (Schupfn), hatten wir ein Holzgestell mit Hauswurzeln, die schön wuchsen und im Sommer rote Bluetenstaende hatten. Viele Leute in unserer Umgebung hatten diese Gewaechse – es war eben Usus in Traiskirchen, in der Luydererstrasse, am Dach Hauswurzeln zu haben.

Da ich gerade ueber das Dach und die Mauerpflege geschrieben habe, haette ich haette ich fortfahren sollen von "draussen" zu reden, aber ich beschreibe lieber zuerst das Haus, das Haus und die Wohnung drinnen.

Das Voglhaus hatte eine Eingangstuer, gruen gestrichen, Vater hat es alle 5 Jahre mit Oelfarbe von derselben Farbe wieder angestrichen. In der Mitte der Tuer war ein Schlitz fuer die Post. Der Brieftraeger kam jeden Tag, 6 Tage in der Woche, aber wir hatten ja fast keinen Postverkehr; Kataloge und Propagandaliteratur gab es damals nicht; auch keine Zeitungen, wir konnten es uns ja nicht leisten, eine Zeitung zu kaufen und meine Eltern hatten auch keine Zeit gehabt, sie zu lesen. Dann gab's die Einfahrt die in den Hof fuehrte. Sie hatte einen Steiboden. An der linken Seite der Einfahrt, ca. 2 Meter von der Tuere, war die Tuere in die Wohnung, die man nach mit drei Steinstufen erreichte.

Zuerst kam man in den Vorraum der Kueche. Der Vorraum war ca. 4x3 m und durch eine Holzwand, braun gestrichen, von der Kueche getrennt. Die Kueche hatte ein Fenster in den Hof, und einen Kuechentisch vor dem Fenster. An diesem Tisch wurde gegessen, gekocht, gebacken und – wenn alles aufgeraemt war, machte ich dort meine Hausaufgaben. Dann gab's noch einen ziemlich grossen Kasten. Darin wurde alles aufbewahrt, was man zum Kochen brauchte, vom Mehl bis zum Zucker, sogar das Salz und das Schmalz waren dort drin. Butter war zu teuer, die gab es nur zu Feiertagen, oder wenn jemand sie uns als Geschenk brachte. Da wir von Milchprodukten reden, den Topfen hat die Mama immer selber gemacht. Ich sehe ihn heute noch, im Gedanken, in dem Tuellsackerl (noch etwas tropfend) beim Fenster haengen.

Spaeter hat meine Mutter geglaubt, sie koennte sich einen richtigen Herd, nicht nur den eingemauerten ineffizienten Ofen leisten. Es war, meiner Erinnerung nur ein halber Erfolg, verknuepft mit unendlichen Unannehmlichkeiten. Der Ofen war zuerst eine Art Rechaud, den ihr ein geschickter Verkaeuffer, auf Kredit, fuer 220 S angedreht hatte. Sobald der

Schwindel entdeckt war, konnten wir ihn in einen richtigen Herd zu 400 S umtauschen. Der Herd war auf einem steinernen Sockel gestellt, gross genug, dass nichts anfangen konnte zu brennen, wenn etwas Gluehendes aus dem Herd herausgefallen waere. Der Rest der Küche hatte einen weich-hoelzernen ungestrichenen Fussboden. Den musste die Mutter natuerlich jede Woche schrubben. Ich sehe sie noch am Boden kniehend, mit Buerste, Seife und heissem Wasser den Boden bearbeitend. Manches Mal dauerte es Stunden, bis der Boden wieder trocken war.

Der Kuechentisch wurde fuer alles gebraucht. Natuerlich assen wir taeglich auf dem Kuechentisch. Nach dem Fruehstueck wurde der Kuechentisch fuers Kochen bereit gemacht. Es gab da bestimmte Auflagen mit zwei langen Haltern fuers Teig walken, damit nichts rutschte.

Auf diesem Zusatzteil wurde der Nudelteig ausgewalkt, dauernd mit Mehl bestreut, damit er nicht pickt, umgedreht, zurechtgeschnitten und wieder gewalkt. Schliesslich wurde er mit dem langen Messer entweder zu Nudeln oder Fleckerln geschnitten. Manches Mal, wenn wir eines hatten, wurde auch das Fleisch auf diesem Tisch geklopft oder die Mehlspeise vorbereitet. Nachmittags wurde der Kuechentisch zum Schultisch des kleinen Otti, der die Hausaufgaben dort machte, immer ueberwacht vom Zerberus der Familie, meiner Mutter.

Doch soll das nicht heissen, dass ich nicht genug Zeit gehabt haette, mit meinen Freunden zu spielen. Da es kein Telefon gab, fing einer meiner Freunde, der die Initiative hatte, an, an den Haustueren der Freunde zu klopfen. Er sagte: "Kommst Du spielen", und er sagte spezifisch, welches Spiel geplant war: Kugel(Grueberl)scheiben, Hudlpoelzen, Anmaeuerln, Fussball mit einem Fetzenball und andere Bubenspiele. Der Fetzenball wurde selber gemacht. Man brauchte einen abgelegten (Kunst)Seidenstrumpf von einer Mutter, die Fetzen wurden hineingestopft; einer der Buben wusste immer, wie man den Ball fertigmachte, dass er zusammenhielt. Einen guten Fetzenballn zu machen war gar nicht so einfach, ich habe es nie gelernt. Meine Fetznballen sind immer schnell auseinander gefallen, wenn einer der Spieler "anriss". Egal wie gut er gemacht war, ging er manches Mal auf und musste wieder (nach einer kleinen Wattlei, den Schuldigen zu finden) wieder hergetellt werden. Spielen mit dem Fetzenball hatte auch noch einen Vorteil, man konnte blossfuessig spielen. Um gute Ballkontrolle zu haben, musste man auch trainieren; darauf komme ich noch zu sprechen, wenn ich von unserem Hof und dem Dach spreche, denn ordentlich trainieren, musste ich ja draussen im Hof.



Die Kueche hatte auch noch etwas Gutes. Sie konnte als Badezimmer verwendet werden. Man konnte sich zwar in der Frueh schnell in einem Lavoir mit kalten Wasser waschen; das war nicht zu angenehm, wenn es kalt war. Gewoehnlich hatte die Mutter schon den Ofen eine halbe Stunde vorher angeheizt, um zum Waschen und zum Zaehne Putzen zu haben und der Vater hatte sich rasiert. Am Sonntag war die grosse Sensation, Da wurde der Otti gebadet. Wir hatten ein zinnernes kegelfoermiges Waschbecken, das war eine Sitzbadewanne (normaler Weise aufbewahrt in der Schupfn). Zuerst kam der Otti dran und dann kam der Vater an die Reihe. Die Mama hat das alles getan. Das Wasser wurde erhitzt und mehr Wasser zurechtgestellt. Man musste ja das Wasser von der Schupfn holen. Wir hatten ja kein fliessendes Wasser im Hause. Das Wasser kam immer von der Schupfn, dort war die Wasserleitungspipe und das Wasser musste in Kuebeln und anderen Behaeltern in die Kueche getragen werden.

Noch etwas war interessant in der Kueche. Wir hatten zwar Elektrizitaet in der Luydererstrasse, aber die war viel zu teuer. Daher hatten wir eine Petroleumlampe. Diese Lampe war ein glaesernes Gefaess, dass das Petroleum hielt mit einer Fassung, fuer einen 2 cm breiten Docht. Der konnte hinauf und hinuntergedreht werden. Das Petroleum stieg im Docht hinauf (wicking) und das Petroleum im Docht wurde angezuendet und "eingestellt" fuer die richtige Flammengroesse. Der Glaszylinder, der natuerlich oben offen war, damit die Verbrennungsgase sich herauskommen konnten, wurde dann daruebergestuelpt. Dann wurde noch ein "Halter" angeklammert mit einem kleinen Spiegel dahinter – und hurra, die Petroleumlampe brannte! Die Kueche war vom Petroleumaroma erfuellt, aber man konnte in Dunkeln sehen, genug sehen, um unser einfaches Leben bei etwas Licht geniessen zu koennen, und, wenn man nahe genug war, konnte man sogar etwas lesen. Natuerlich war der Glaszylinder nach einer gewissen Gebrauchszeit schwarz vom Russ – und wenn er kalt war, wurde er von Mama gewaschen und poliert. Hin und wieder brach er und musste ersetzt werden. Das benoetigte einen Besuch beim Schmidglaserer.

Der Vorraum, durch die Holzwand von der Kueche getrennt, hatte nur ein kleines Tischchen und eine Waeschebank. Die Existenz der Holzwand hatte auch den Vorteil, dass der Rudolf Wanek nicht auch noch durch die Kueche, sondern nur durch den Vorraum gehen musste, um in sein Kabinett zu gelangen.

Vom Vorraum ging man ins Schlafzimmer. Es war ziemlich geräumig, aber bummvoll mit Möbeln. Im Winter war es kaum geheizt, es wurde ja nicht immer gebraucht, nur zum Schlafen während der Woche. Geheizt wurde nur am Sonntag-Nachmittag.

Ich werde nun über das Schlafzimmer berichten. Es hatte zwei Fenster in die Luydererstrasse und eins nach hinten in den Hof. Alle Fenster hatten zwei Doppelfenster, ein Innenfenster und ein Aussenfenster, ca. 30 cm separiert. Das war eine gewisse Pufferzone im Winter, um die Kälte herauszuhalten. Die Fensterseiten konnten unabhängig voneinander aufgemacht werden; zwei Seiten pro Fenster, man konnte sie mit einem Haltungsstück aufmachen und durch eine Oese am Fensterbrett, die in das Haltungsstück hineinpasste, offen halten.

Wenn man vom Vorraum ins Schlafzimmer ging, war auf der linken Seite, vor dem Fenster ein "bequemer" Stuhl, das Fenster und dann die Kommode. Die hatte eine weisse Marmorplatte und auf der Marmorplatte standen ein Bassin und ein Krug aus Porzellan. In unserem Fall waren die zwei Porzellangegenstände mit blauen Blumen als Muster verziert, ich habe sie später geschmacklos gefunden. Die Kommode hatte unten zwei tiefe Laden für die Bettwäsche. Nach dem nächsten Fenster (zur Luydererstrasse hin) stand ein einfacher Schreibtisch, der meines Wissens kaum benutzt wurde. Meine Eltern schrieben kaum Briefe und alles wurde bar bezahlt, so gab es keine Rechnungen zu begleichen. Aber dieser Schreibtisch war traditionell, hatte einen grünen, samtenen Mittelteil und eine Lampe, die meines Wissens auch nie benutzt wurde.

Um die Ecke herum war der Eingang zu Wanek's Kabinett, und dann ein Wäschekasten. Aber in der Mitte dieses Teils des Schlafzimmers war wieder eine Kommode, dieses Mal mit einem Spiegel geschmückten Glasoberteil wo "wichtige" Sachen ausgestellt waren, die Violine meines Urgrossvaters, die schon erwähnte Okarina, zwei einfache Floeten und kleine Glass- und Porzellangefässe. Dann folgte wieder ein Kleiderkasten. Um die Ecke war das Fenster in den Hof. Es gab nur ein Fenster in den Hof. Dann kamen die Ehebetten, ein Nachttisch und das Bett des Leos, meines Bruders. Das war direkt gegen die Mauer zur Küche gestellt.

Damit war das Zimmer aber noch nicht ganz fertig. Vor den Elterbetten war noch eine Art Sofa, wo ich für eine gewisse Zeit schlief, aber wenn mein Onkel Hans zu uns kam, schlief er dort. Onkel Hans kam hin und wieder auf einige Zeit, wenn er seine Stelle als Kellner in Baden verloren hatte. Wie wir

mit seiner Existenz zurechtkamen, weiss ich nicht, aber Vater und Mutter fanden immer etwas zu essen fuer einen zusaetzlichen Mund. Wir duerfen nicht vergessen, dass es damals kaum eine Arbeitslosen-Untrstuetzung gab. Und wenn man ausgesteuert wurde, und keine Arbeitslosen-Unterstuetzung mehr bekam, musste man sich eine Gelegenheitsarbeit suchen oder irgendwo in der Verwandtschaft schmarotzen.

Letztlich kam der Ofen, der runde gusseiserne Ofen. Das Schlafzimmer musste ja, wenn es sehr kalt war, oder wenn ein Feiertag im Winter war, geheizt werden. Der Ofen stand am rechten Ende des rechten Ehebettes, ca. einen Meter vom oberen Ende des "Sofas". Der runde Ofen, gar nicht besonders gross, hatte zwei Tuerchen, eine obere, um die Kohle hineinzufuettern, dann der Rost, und dann das untere Tuerchen, um die (kalte) Asche herausnehmen zu koennen.

Der Ofen hatte einen "Ausgang" fuer den Rauch und die anderen Gase. Dieser Ofen wurde nur mit Kohle und an speziellen Feiertagsanlaessen mit etwas Koks geheizt. Der Ofen war mit einer Rohrschlange mit der Aussenwelt, einem Kamin am Dach verbunden. Die Rohre hatten einen Durchmesser von ca. 8 cm und eine Naht, die musste immer nach oben zeigen. Der Ofen hatte ein kurzes Rohr mit einem Knie, dann ein ca. 2 m langes Rohr, dann wieder ein Knie – und jetzt wurde es gefaehrlich. Dann wieder ein Knie und auf einer Rohrlaenge von fast 3 m zwei Stuecke des vorgenannten Rohres. Aber immer war die Naht nach oben gerichtet (zur Sicherheit). Das war die eigentliche Heizung des Zimmers. Diese ganze Rohrheizung ging etwas ueber das Ende des Bettes in dem mein Vater schlief. Aber um sicher zu sein, dass die Konstruktion nicht auseinander fiel, hatte Vater diesen Teil des Rohres alle 50 cm mit einem starkem Draht (ueber das Rohr gewickelt), am Plafond befestigt. So ist nie etwas in unserem Schlafzimmer passiert, obwohl manchmal, wenn wir Koks fuer die Feuerung benuetzten, das Rohr (uebern Bett) zur Rotglut erhitzt war. Jetzt bin ich am Ende der Beschreibung des Hauses.

Ich vermisste den Rudolf Wanek. Er war immer so gut zu mir, dem kleinen Buben, den er selber nicht hatte, haben wollte und nicht haben konnte. Kurz nach dem Kriege, als ich schon als Universitaetsstudent bei der Tante Kaethe in Wien, im 8. Bezirk, wohnte, habe ich den Wanek und die Delie im Juni 1945 noch zweimal besucht. Das erste Mal haben sie mir grosszuegig etwas zu essen gegeben. Jetzt fuerchte ich, ob es nicht fast das Lletzte war, das sie noch zum Essen hatten. Als ich sie zwei Wochen spaeter in die Burggasse wieder besuchte, um zu sehen, wie die Waneks die Nachkriegszeit durchlebt

hatten. war Onkel Rudolf, 65, gerade (vielleicht 2 Stunden vorher) gestorben und lag noch, noch angezogen auf der Bettdecke im Bett.

## **b. Der Hof und Garten**

Bisher hatten wir nur ueber das Haus und der Erhaltung des Hauses Ludererstrasse 8, dem Wanek-Haus, geschrieben.

Jetzt kommt es zum hinteren Teil des Hauses. Es gab ja noch einen Schuppen, auch "die Schupfn" genannt, einen Keller, einen Hof und einen Garten. Meine Eltern haben das Haus zu dem prominentesten und best gepflegtesten Haus der Luydererstrasse gemacht. Immer angestrichen, immer geputzt und verputzt, etwas, das sich wenige in der Strasse leisten konnten, weil mein Vater immer am Hause arbeitete, es pflegte. Es war wie beim Stephansdom in Wien, der auch immer in Reparatur ist. Wanek brauchte ja einen "Arbeiter". Vater war der Arbeiter, und wir hatten die Verantwortung es instand zu halten, das war der groesste Teil unserer Miete.

Das Haus hatte auch eine Schupfn, einen Anbau wie ein richtiger Teil, aber nicht ganz ausgebauter Teil des Hauses. Das Dach war ein gewoehnliches Ziegeldach, mit Hauswurzeln bewachsen. In der Schupfn waren alle möglichen und unmoeglichen Sachen eingestellt und verstaute. Das Wichtigste war, die Pipn der Wasserleitung, der Anschluss an die Wasserleitung der Gemeinde. Es war der einzige Wasserleitungsanschluss unseres Hauses und funktionierte gut. Nur musste man das Wasser (kalt natuerlich) in einer Kanne oder Kuebel in die Kueche tragen. Damals gab es keinen Schlauch um den Garten zu giessen, man verwendete eine blechernen Behaelter oder eine Kanne, in die man das Wasser fuellte, in den Garten trug, um die Blumen zu giessen.

A poropos giessen. Ich erinnere mich noch sehr genu, dass wir das Regenwasser gesammelt haben. Das war sehr kostbar. Die Mama brauchte es ja zum Waschen. Das Wasser in Traiskirchen war und ist wahrscheinlich heute noch ziemlich hart (deswegen schmeckte es gut), durch die Kalziumsalze. Die Haerte des Wassers machte die damalige einfache Seife wenig brauchbar – daher das Regenwasser. Ein Kuebel oder Trog wurde unter dem Dachrinnenabfluss gestellt und wenn es regnete wurde das Wasser aufgefangen. Natuerlich gab es auch einen "Ablauf", der in Wasserueberfluss in die Sickergrube leitete.

Wenn man in die Schupfn hineinging, links von der Kellertuer war eine uralte Kommode. Dort bewahrte Vater sein Werkzeug auf, seine kleineren Geraete, wie Hammer, Schraubenzieher und Zangen.

Einmal hatte eine Maus ein Nest von ihren Bauchhaaren in einer der Laden gemacht und tatsaechlich gab es 6 oder 7 junge Maeuschen. Sie waren nur ein paar Tage alt, noch blind, als ich sie sah, rosarot und herzig, aber fuer den Vater unerwuenscht. Mein Vater war entsetzt, da es nicht gebraeuchlich war, Maeuse im Hause zu haben. Man wurde fast aus der lokalen Gesellschaft ausgestossen, falls man Maeuse oder gar Ratten gehabt haette oder im Haus gesehen haette. Das Haus oder die Familie haette man als schmutzig empfunden.

Wir haben hier in Amherst oefters Maeuse, dann stellt man eben eine Maeusefalle auf und faengt sie – und spricht mit den Nachbarn darueber, die das gleiche Problem haben. Keine Geheimnistuerei oder Genieren. Das Problem das wir hier haben ist, zu diskutieren, welche Maeusefalle und welches Futter, ob Kaese und welcher Sorte Kaese, oder Speck oder Salami, am besten Maeuse faengt.

Die groesseren Saegen waren auf der anderen Seite der Schupfn aufgehengt. Links von der Kommode war die Wasserleitung. Wir hatten nur eine Bassena, einen Wasserauslauf fuers ganze Haus. Brauchte man Wasser, wurde es von dieser Pipen abgeholt. Naturgemaess waren auch der Waschtrog und das Waschgestell daneben angelehnt. Von dort ging es in den Hof hinaus.

Die Schupfn hatte keinen richtigen Plafond, nur eine zur Haelfte durchgezogene Holzdecke. Dort oben wurde das Heu aufbewahrt. Das war sehr wichtig, denn hier wurden auch die Fruechte, die Birnen zum Reifen aufbewahrt, die geheimnisvoll gereift wurden.

Am Ende der Schupfn, neben den Saegen, war die Toilette. Damals gab's natuerlich kein WC. Wenn man "hinaus" musste, ging man zu diesem "Haeuschen". Es war eine Art Holzbank, dunkelbraunrot gestrichen, die eine passende Oeffnung hatte, mit einem Holzdeckel verschlossen. Diese Oeffnung ging direkt in die Senkgrube. die am Ende des Hofes war, schoen von aussen mit einem Zementdeckel hygienisch verschlossen. Als Kind (bevor ich gross genug war, mich richtig auf den "Stuhl" zu setzen), musste ich einen Kuebel nehmen, der dann, wie die Inhalte der Nachttoepfe, in die Senkgrube geschuettet wurde. Den Toiletten"stuhl" benutzten wir waehrend

des ganzen Jahres. Nur wenn die Temperatur zu tief war und die Sitzgelegenheit 1-2 cm Eis an dem runden Rand hatte, dann verwendeten wir diesen speziellen Kuebel. Manches Mal in Winter, konnte man das Eis abhacken ohne den Anstrich zu beschaedigen. Dann konnte man die Sitzgelegenheit (ohne den Kuebel) direkt verwenden, aber es war sehr kalt. Ein bis zwei Mal im Jahr musste der Herr Jagl mit seinem Schlauch kommen und alles auspumpen und mit Chlorkalk desinfizieren.

Es gab auch eine Sickergrube. In diese wurde das ueberschuessige Regenwasser geleitet. Es war eine Erdgrube und das Wasser konnte mit der Zeit versickern.

Gegenueber des Schupfneinganges am Ende der Schupfn, war der Kellereingang. Der Keller war immer feucht und kalt. Er hatte natuerlich kein elektrisches Licht, dafuer aber beim Eingang eine kleine Stellage, auf der ein Kerzenhalter mit einer Kerze stand. Die Streichhoelzer (Zuendhoelzel) musste man selber mitbringen. Es war so feucht, dass man sie nicht haette streichen koennen, wenn man sie am Kellergestell neben der Kerze haette liegen gelassen. Die Kellermauern waren roh mit Moertel (Meuta) angeworfen und mit Kalkwasser gestrichen. Auf der anderen Seite des Kellers gab es schon eine Art elektrisches "Sicherheitslicht" das man erst andrehen konnte, wenn man am Ende des Kellers angelangt war. Der Kellerboden war natuerlich aus gestampfter Erde. Der Keller hatte zwei winzige Fenster zum Vorgarten an der Luydererstrasse.

Auf der einen Seite des Kellers war die Kohle aufgehaeuft und auf der anderen Seite das Wintergemuese, Kraut, Karotten, Petersilie, Erdaepfel und was es sonst noch gab. Es gab ja keinen Eisschrank, daher war man auf eine einfache Kost angewiesen, die im Winter aus Wintergemuese bestand, Gemuese, das man eben im Keller ueber den Winter erhalten konnte. Als man vor einigen Jahren das Haus in der Luydererstrasse 8 umbaute, hat man gefunden, dass unter dem Keller eine Quelle befand, weswegen das ganze Haus immer feucht war. Diese Feuchtigkeit im Keller war aber gut, da sich das Gemuese gut hielt in der Winterkaelte, es war aber nicht so gut fuer die Kohle. Und natuerlich nicht fuer den Aussenverputz des Hauses, der immer bis zu ½ m von unten abbroeckelte.

Links von der Schupfntuer vom Hof aus, war die Tuer, die auf den Boden hinauf fuehrte. Wir haben den Boden des Ziegeldaches kaum benutzt. Er wurde zum Abstellen unfoermiger Geraete verwendet, war aber immer staubig und wurde kaum aufgeraeumt.

So und jetzt sind wir im Hof angelangt. Der Hof war rechteckig., an der vorderen (langen) Seite vom Haus begrenzt. Auf dieser Seite war der Ausgang der Einfahrt des Hauses, dann das Kuechenfester und das Schlafzimmerfenster. Um die Ecke an der einen kurzen Seite war die Tuer zum Dach, die Tuer zur Schupfn und das Schupfnfenster. Am Ende der Schupfn ging ein verzinnter Zaun in 90 gradiger Richtung zum Gruberhaus (die zweite lange Seite). Dahinter war der Garten. An der zweiten kurzen Seite war die Planke zum Gruberhaus

Ich sollte noch erwaehren, dass unsere Haeuser voneinander durch Planken getrennt waren. Jede Planke bestand aus Petrolatum getraenkten "Latten", die ca. 2 m hoch, 12 cm breit und zwei cm dick waren. Es war sehr wichtig, dass die Latten der Planken gut mit dem Petrolatum getraenkt wurden, da die Weichhoelzer leicht von der Witterung angegriffen wurden.

Zurueck zum Hof. An der rechten Ecke war ein alter Brunnen, ein schoener Brunnen, aus Gusseisen, gruen gestrichen, mit einem Schoepfhebel zum Pumpen. Einmal ging das alles und man konnte Wasser aus de Tiefe schoepfen. Als ich ein Bub war, funktionnierte der Brunnen nicht mehr. Die Quelle, die einmal den Brunnen versorgte, war versiegt. Dann gab es ein schoenes Steinbassin vor dem Brunnen; wir hatten immer Wasser drinnen behalten. Manches Mal fing ich in der Schwechat kleine Fische (mit dem Taschentuch), Spennadler. Das frische Taschentuch musste speziell gefaltet sein, um effektiv zu sein. Die Spennadler wurden in einem Gürkenglas nach Hause gebracht; dann gab ich meinen Fang in das Bassin. Niemand hatte mir gesagt, dass die Fische auch Sauerstoff brauchten – und da das Wasser im Bassin ruhig stand, warm wurde und nicht mit Luft versorgt wurde, war der Sauerstoff bald aufgebraucht und die Fische gingen ein. Nach drei Versuchen meinte mein Vater, "Es ist genug - die armen kleinen Fische". Man lernt die Natur kennen vom experimentieren, wenn man es genau verfolgt, dann vergisst man es nie.

Der Hof war mit Ziegelsteinen auslegt, ca. zwei Meter rund herum, aber nicht gegen das Gruberhaus. Der Rest war gestampfte Erde. Das war wunderbar; dort konnte ich meine Freunde einladen zum Kugelscheiben, und dort konnte ich mir die Grueberl in verschiedenen Positionen ausstechen, um zu praktizieren. Da ich ja in allem kein richtiges Naturtalent war, musste ich alles erlernen durchs Ueben. Aufs Kugelscheiben komme ich noch zurueck, wenn ich zum wirklichen Spielen komme.

Da war noch ein Problem: Bei der Planke zum Gruberhof stand ein Nussbaum, nicht nur ein gewöhnlicher Nussbaum, sondern ein riesiger Steinnussbaum, der auch zu den Grubers hinüberhing. Die Nuesse waren schwer zu knacken, die Schalen brachen nur halb, aber wir hatten die Nuesse, und die Abfaelle des Nussbaums, Blaetter, Zweige, die im Herbst weggeschafft werden mussten, sogar die Grubers hatten einen Teil der Nuesse.

Beim Gitter auf der Gartenseite, schon im Garten, waren noch zwei Nussbaeume, das waren aber Papiernussbaeume, wie wir sie nannten. Die Nuesse waren leichter aufzubrechen und die Nusskerne konnte man als "Ganzes" herauszunehmen. Trotz der Bequemlichkeit, die Nuesse leichter zu essen, waren die Papiernuesse nicht so schmackhaft wie die Steinnuesse.

Nun zum Garten: Das war das Prachtstueck des Hauses. Sowohl Vater als auch Mutter spendeten den groessten Teil ihres Lebens daran, den Garten, "ihren" Garten, schoen zu gestalten und schoen zu erhalten. Der Garten war durch die Planke gegen das Gruberhaus begrenzt und durch eine aehnliche Planke, die den Garten des Hauses von der "Zufuhr" trennte. Die hintere Planke hatte ein Tor zu der kleinen ungepflasterten Privatstrasse/weg. Die Planke an der linken Seite zum Langhaus, war die Verantwortung des Besitzers des naechsten Hauses und er (oder sie) war verantwortlich fuer die Instandhaltung.

Unser Garten war in zwei Teile geteilt durch einen Weg von der Hoftuer am Ende der Schupfn am Gitterzaun zum Tor am Ende des Gartens und dem Hinterausgang zur Zufuhr. Der Weg war mit Kies bestreut.



*Mit dem Pfeil & Bogen*



*Mit Bruder Leo in der Weinlaube*



*Im Garten*



Am linken Teil des Gartens befand sich zuerst eine Weinlaube, zwischen der Toilette am Ende der Schupfn und des Nachbarhauses, dem Langhaus. Ein Bild von mir mit meinem Bruder (ca. 1935 in der Laube) zeigt es. Die Trauben waren nicht wirklich zum Essen, die Laube war mehr eine dekorative Laube, wie Efeu.

Die linke Haelfte des Gartens war gut gepflegt, sie hatte einen Kriecherlbaum, einen Pfirsichbaum, aber beide waren nicht sehr ertraeglich. Scheinbar hatte der Boden nicht die richtige Zusammensetzung fuer diese Baeume. Letztlich, speziell waehrend der Kriegszeit, wurde der "Hendlstall" am Ende gegen die hintere Planke zu, gebaut. Dieser Stall bekam ein spezielles Kapitel in unserem Haushalt, das ich entsprechen erwaeennen werde. Ich vergass, da war auch noch ein Fliederbusch, ein weissen Fliederstrauch, am Ende des linken Teils des Gartens, eine Pflanzung ohne spezielle Charakteristik, die Fliederbuesche waren eben da und wuchsen gut. Zwischen dem Fliederbueschen und dem Hendlstall war der Misthaufen.

Obwohl der ganze Garten gleichmaesig betreut wurde, alles in Beete gegliedert und die Seiten der Beete mit Flussteinen von der Schwechat versehen, wurde doch die rechte Seite besser betreut. Es war auch der Teil der den Rasen hatte. Die Steine der Einfassung waren 20 cm lang und oval. Sie waren schoen, fuer mich perfekt und das machte diesen Teil der Gartenseite eindrucksvoller.

Zuerst beschreibe ich die Beete an der rechten Planke angrenzend an das Gruberhaus: Beginnend vom Brunnen, war zuerst ein Beet von Schneegloeckchen, dann ein riesiger Doppelbusch vom duftendem weissen und violetten Flieder, danach ein Rosenbusch. Vater hatte die Rosen als Baeumchen gezogen, deswegen waren seine Rosen so eindrucksvoll. Dann kamen zwei Spalierbaeume, ein Birnen- und ein Spalierapfelbaum gegen die Gruberplanke. Vater liebte es, sich mit dem Strukturierender Spalierbaeume zu spielen. Oder aber einen entsprechenden Busch als Baeumchen zu ziehen (wir hatten Rosen und Johannisbeeren als Baeumchen, (gelbe und rote Ribisel). Ich sehe Vater noch heute hier zu zwicken und dort anzuheften. Als ich mein eigenes Haus in Wilmington hatte, habe ich das auch versucht. Ich habe einmal einen wilden Kirschenbaum mit Sauerkirschen gepfropft. Vor ein paar Jahren war ich wiedr in Wilmington. Der Saurkirschen-Weichselbaum stht noch immer und traegt noch immer Weichsel. Aber weiter habe ich es nicht gebracht, ich habe nie die Geduld aufgebracht, um mir die Zeit zu nehmen, die man dazu braucht, um das alles gut und richtig zu machen.

Dann hatten wir noch zwei Stachelbeerbuesche (Ogrosl genannt). Um die Ecke war ein traumhaft riechender grosser Jasminbaum/Busch. Das waren die Beete gegen die Gruberplanke und der hinteren Planke, die uns von der "Zufahrt" trennte.

Rund um den rechten Teil des Gartens hatten wir einen Weg, auch mit Flusteinen gesaumt und mit Kies belegt. Hinter den Steinen war ein 2 m breites Beet angelegt, das alle 4 Seiten des Rasens umgab. Von hinten herum und rechts, gegen die Gruberseite gehend, hatten wir 2 Johannisbeeren (Ribisl) als Baeumchen, gelb und rot. Um die Ecke gab es dann 2 Rosen"baeume", einer rosa und einer gelblich, Teerosen hat sie der Vater genannt. Dann gab es 2 Straeucher von Stachelbeeren auch Ogrosi genannt, dann wieder 2 Rosenbuesche, diesmal nicht als Bäumchen gezogen. Dann waren 3 Meter des Beetes mit weißen Oster-Lilien gepflanzt.

Der vordere Teil des viereckigen Beetes war fuer meine Mutter reserviert, Dort pflanzte sie Lavendel, Majoran und Thymian, aber auch gewoehnliche jaehrliche Blumen, Schnittblumen wie z.B. Astern, Vergissmeinnicht, Nelken und andere. Fuer diese Ambitionen hatte Vater ihr die ersten 10 Meter des Beetes gegeben, das an den Hauptgang grenzte. Dann kam, um die Ecke, ein kleiner Eingang in den Rasen.

In der Mitte der rechten Seite des Gartens war der Rasen, und in der Mitte des Rasens, die ovale Rabatte. Sie war ein von kleineren Flusteinen umgebenes Oval und hatte neben einen riesigen Rosenbusch "Jaehrlinge", Blumen auf die meine Mama bestand.

Zumindest zwei Hauptattraktionen fuer den kleine Otti befanden sich auf der genannten rechten Seite des Gartens in der Mitte des Rasens. Es gab da einen schoenen Birnbaum in der Mitte des Vorderteils des Rasens, einen Forellenbirnbaum, der schoene und schmackhafte Birnen lieferte. Die waren natuerlich Waneks Birnen. Mutter legte immer eine ausgesuchte Sammlung in sein Zimmer, gut gereifte, im Falle, dass Delie auf ein Wochenende kommen koennte. Mama legte auch etliche ins Heu, in der Schupfn fuer uns, aber die besten und reifsten waren immer schon in Ottis Magen. Sie waren nicht gestohlen, aber wer haette sie sonst essen sollen, was haette man mit ihnen anfangen sollen? Wir lebten eben in einer "Tauschgesellschaft".

Aehnlich war es mit dem Marillenbaum, der 20 Meter vom Birnenbaum am hinteren Teil des Rasens, auf der anderen Seite der Rabatte, stand. Wir waren sehr darauf bedacht, dem Rudolf Wanek die schoensten Marillen zu

praesentieren, aber wieder hatte der Otti die besten, die Reifsten, natuerlich schon vorher gegessen, als er in einem "Zwickel" der grossen Aeste, des alten ehrwuerdigen Marillenbaums sass/lag, ein Buechlein lesend oder seine Schularbeit machend.

Ja, da war noch etwas Attraktives im Garten beim Birnbaum, – eine alte verzinkte und tiefe Badewanne, tief genug, um darin zu ertrinken. Es dauerte lange in Traiskirchen, bis der Fruehling und Sommer einzog ins Land, bis es warm genug wurde, sich in die Wanne hineinzustuerzen. Haette man die Moeglichkeiten von heute gehabt, und haette man es sich leisten koennen, so haette man die Badewanne erhitzt und waere schon im April drinnen gewesen. So musste man also auf die Sonne warten. Wenn es warm genug war, war es die Sache wert.

So war das Leben in der Luydererstrasse im Wanekhaus, das eigentlich das Voglhaus war, aber wir, die Vogl's hatten keine Steuern zu zahlen und hatten keine anderen kommunalen Verpflichtungen und Ausgaben.

## **E. Die Schuljahre**

Wie habe ich gelernt, mir Wissen anzueignen? Das wichtigste war, ich hatte eine grossartige Mutter. Ich bin ueberzeugt, dass ein erfolgreiches Kind von der Mutter und ihrer ununterbrochenen Hingebung, erzogen wird. Keine noch so hoch bezahlte Erzieherin oder Gouvernante kann die Liebe einer Mutter ersetzen. Nun, ich weiss meine Mutter hat mich gut erzogen und gebildet. Wie war meine Mutter aufgewachsen, und was hatte se gelernt, als sie aufwuchs. Als Maedchen wuchs sie in einer Greissler-Familie in Velm auf, die viele Kindern hatte. Sie hatte ein Geschaeft, eine Greisslerei, ich glaube die einzige, in einem Dorf von vielleicht 500 Einwohnern. Mama ging in die Dorfschule, die damals 6 Jahre war. Aber es war eine zweitklassige Schule, Das Zimmer wahrscheinlich in zwei Raeume geteilt und sie lernte Schreiben, Sprache und Rechnen. Dorthin ging sie mit allen anderen Dorfkindern. Trotz der eigenartigen Struktur dieser einfachen Schule in Velm erhielt sie eine gute Erziehung. Sie war immer eine gute Rechnerin. Ich habe mich spaeter oft gewundert, wie sie das alles erlernt hatte und wieviel wusste. Natuerlich, die Verpflichtungen im Greissler-Haus haben geholfen, ihre eigene Lebensart zu entwickeln.

Als ich ein kleines Kind war, gab's nicht viel zu tun fuer eine Hausfrau, ausser den Haushalt zu fuehren und die Kinder zu erziehen. Es gab keine Zeitung, Radio; was man wusste hoerte man beim Fleischhauer, im Geschaeft oder

beim Friseur, obwohl Mama kaum zum Friseur ging, um sich die Haare schneiden zu lassen. Uebrigens kam der Friseur fuer Vater und mich ins Haus. Mama hatte, da sie ja eine Velmerin war, keine wirklichen Freunde in Traiskirchen. Sie war ja nicht mit den Traiskirchnerinnen in die Schule gegangen, und Freundschaften, spaeter im Leben, schloss man nicht so leicht. Sie hatte eine Schulfreundin in der Velmer Volksschule, die den Hoeckfleischhauer, auch aus Velm geheiratet hatte, dann nach Traiskirchen gezogen waren, und die eine Fleischerei in Traiskirchen besaessen.

Mama war dem Haus, dem Kind und dem Gatten gewidmet. Welch ein Vorteil fuer uns beide! So lehrte Mama mich die Sachen des gewoehlichen Tagesablaufes unseres laendlichen Lebens. Ich lernte zeitig das Gewoehnliche, aber Wichtige der Hausarbeit, wie man alles herrichtet, wie man kocht, wie man den Garten betreut, ja wie man die Ziege melkt. So etwas begann man zu lernen, wenn man 3 oder 4 Jahre alt war.

So begann Mama mir Lesen und Schreiben beizubringen. Noch etwas Wichtiges: Das Lernen erfolgte durch Erzaehlen. In manchen alte Kulturen und manche Kulturen auch heute noch, in entlegeneren Teilen der Welt, wird das Wissen durchs Erzaehlen weitergegeben. Mama und auch Vater wussten viele Geschichten, manche wahr und manche gut erfunden. Ich habe als Kind vieles auf diese Weise gelernt.

Angeblich haben wir Stunden miteinander (am Kuechentisch) verbracht mit dem Alphabet. Die Taubner Lini, die etwas aelter, und die Tochter der lokalen Greisslerin am Hauptplatz war, hat mir vor ein paar Jahren versichert, dass ich schon Lesen und Schreiben konnte, als ich etwas ueber 4 Jahre alt war. Nicht, weil ich gescheit war, sondern weil sich meine Mutter mit mir beschaeftigte, und mich unterrichtet hat. Ich kann mich nicht erinnern, dass Mama regelrechten Druck auf mich ausgeuebt haette, sie war eben da, und hat alle ihre uebrige Zeit mir, dem kleinen Otti, gewidmet und mir gezeigt, was Spass machen koennte. Sie hatte ausser schwerer Hausarbeit, und der "Bedienung" Vaters nur die Erziehung Otti's am Program. Natuerlich hatte sie zu Kochen, das Essen herzurichten, und das Haus in bester Verfassung zu halten und den Garten zu pflegen. Sie gehoerte keinen Vereinen an und ging kaum in die Kirche.

Ich muss noch betonen, dass es in Traiskirchen wohl einen richtigen Kindergarten gab, aber man musste nicht gehen. Vor kurzem hat mich die Steinpruckner Gusti erinnert, dass dieser Kindergarten hinter dem Tennisplatz im Stadtpark gefuehrt wurde. Aber er war freiwillig und nicht alle Kinder

gingen in diesen Kindergarten. Also hatte die Mutter mich fuer die erste Klasse selber vorbereitet. Ich war scheinbar ein ziemlich aktives Kind, und qualifiziert, aber nicht alt genug, im Herbst 1933 in die Schule zu gehen. Man musste vor dem 1. September geboren sein. Aber Mama war ueberzeugt, dass ich es schaffen wuerde. Noch dazu wollte sie mich doch fuer einige Stunden loswerden. Angeblich habe ich sie sekkiert, und gedraengt, dass ich in die Schule gehen moechte. Sie hat die Obrigkeiten ueberzeugt und sogar dafuer bezahlen muessen, mich trotzdem aufzunehmen.

### **a. In der Volksschule Traiskirchen**

Ich begann meine erste Klasse Volksschule im Herbst 1933, am 14. September. Wir hatten eine ziemlich grosse Klasse von fast 50 Schuelern. Aber das war damals kein Problem, da ja die Kinder, alle Kinder, von den Eltern, d.h. von den Muettern, zu anstaendigen Benehmen erzogen waren. So war es wirklich kein Problem, eine groessere Klasse zu unterrichten. Die meisten Schueler waren interessiert, in die Schule zu gehen und erzogen, zu gehorchten. Die Kinder unserer ersten Klasse waren eine aeusserst interessante Gruppe, die Haelfte waren Buben und die andere Haelfte Maedchen.

Viele meiner Mitschueler leben leider heute nicht mehr; einige meiner Schulfreunde von der ersten Klasse treffe ich noch immer, wenn ich nach Traiskirchen komme, was fast jedes Jahr der Fall ist. Wir sind nicht mehr 6 Jahre alt, wir haben heuer (2008) unsere 75. Jahrfeier des Schuleintritts in die Volksschule Traiskirchen gefeiert.



*Volksschule Traiskirchen*

Die aktivste Schuelerin unserer Klasse war die Pezda Hertha, jetzt Schulrat a.D. Frau Staska. Sie hat mir alle Daten ueber unsere Volkschuljahre verschafft, die ich nicht selbst hatte, sodass ich mit Vertrauen und mit

Sicherheit ueber meine Schultaetigkeit waehrend meiner Zugehoerigkeit zur Volksschule Traiskirchen berichten kann.

Bevor ich auf die Namen in diesem Artikel ueber meine Jugendjahre weiter eingehe, moechte ich die Leserschaft dieses Buechleins daran erinnern, dass wir im (unserem) Dialekt der gebraeuchlichen Traiskirchner Sprache den Familiennamen zuerst, und den Vornamen, oder Spitznamen danach verwenden. Als Historiker und als Person, der Einblick in etliche Sprachen hat, und manche zum Teil spricht, moechte ich erwaehnen: Der Gebrauch des Familiennamen zuerst und des Vornamens nachher ist in vielen Sprachen ueblich, aber auch in der Computersprache. Im Ungarischen zum Beispiel heisst der beruehmte Komponist Bartok Bela, der fruehere bekannte Fussballspieler Puskas Ferenc. Es ist auch ueblich in orientalischen Sprachen wie im Japanischen fuer Kitayama Tatsuki, dem Herrn Nordberger (kita ist Nord und yama ist Berg), aber auch Shira-ishi Reiko, die Frau Weissensteiner (shira ist weiss und ishi ist der Stein.), Auch im Chinesischen ist es ueblich, den Familiennamen zuerst zu verwenden wie z.B. beim Namen zweier meiner Freunde in China: Wang Fosong (Wang ist der Familienname) oder Qian Renyuan (Qian ist der Familienname) heissen. Da manche Sprachen das Du und Sie gleichsetzen oder keinen Artikel haben, ist das oft einfacher aber manches Mal komplizierter.

Also, endlich zu meinen Schulfreunden/Kollegen: Die Buben in der ersten Klasse waren: Bertl Josef, Dauboeck Ludwig, Dokoupil Ludwig, Esterle Bruno, Ferschner Friedrich Geppert Eduard, Giesser Karl, Hoeller Josef, Kautz Rudolf, Leroch Franz, Micak Erwin, Neubauer Johann, Planner Ludwig, Rabong Anton, Seidl Friedrich, Scheibelreiter Alois, Schmid Johann, Schrammel Kurt, Schulz Alfred, Staudinger Franz, Vogl Otto, Wallner Leopold, Wilfling Friedrich, Zazel Johann.



*Die erste Klasse 1933*

Und die Maedchen: Albasser Alice, Bachner Charlotte, Baumgartner Erna, Bowisch Marie, Glaser Leopoldine, Hagenhofer Anna, Hanser Franziska, Hanser Hedwig, Hanser Marie, Hecher Margarete, Hoeck Elisabeth, Juray Anna, Kalzig Rosa, Kraus Susanne, Kreiner Johanna, Kritschka Edeltraut, Osterer Helene, Pezda Hertha, Pocsay Hilda, Pfaffelmayer Elisabeth, Reisenberger Josefa, Rynesch Beatrix, Skoda Gertrude, Schieler Josefa, Schneider Marie, Schneidhofer Berta, Steinberger Anna, Traumuegger Leopoldine. Sie scheinen alle im Klassenbild von 1934, mit dem Klassenlehrer Bundialek, auf:

Josef Bundialek war der Klassenlehrer in der ersten Klasse, er war auch der Schuldirektor. Aber er bestand immer darauf, die erste Klasse selbst, als Klassenlehrer, zu unterrichten. Obwohl es zufaellig erscheint, hatte es einem markanten Einfluss auf mein spaeteres Leben. Als ich an der Universitaet, schon als Universitaetsprofessor, zu lehren begann, bestand ich auch darauf, die Einfuehrungs- und Hauptvorlesung immer selbst zu halten. Ich habe die Einfuehrungsvorlesung immer ohne Buch, nur mit einigen handgeschriebenen Notizen, von meinem Wissen und mit der Kreide an der Schiefertafel getan. Genau so hatte es der Bundialek in unserer ersten Volksschulklasse gemacht. Es war zwar nicht eine Schiefertafel, aber es war immer eine schwarze Tafel, spaeter auch gruen.



*Die erste Klasse viele Jahre spaeter, rechts mit Direktor Suesser*

Am Ende der ersten Klasse gingen die Kinder, die fast alle katholisch waren, und Religion als Hauptgegenstand hatten, am Ende des ersten Schuljahres, zur Erstkommunion, wie das Bild weiter unten zeigt.

Noch etwas Wichtiges ist im ersten Schuljahr passiert. In den 15 Nachkriegsjahren nach dem ersten Weltkrieg, wurde Oesterreich entweder von der Sozialdemokratischen (rot), oder der Christlich Sozialen Partei (schwarz) regiert. So viel ich mich erinnere, war Traiskirchen immer zwei drittel rot. Als ich in die Schule eintrat, hatte es einen sehr faehigen und beliebten Lehrer, namens Schuster, der auch Buergermeister von Traiskirchen war. Jede dieser Parteien hatte ein private Miliz: die Roten die Schutzbund und die Schwarzen die Heimwehr. Die Rivalitaet zwischen diesen beiden Parteien hat an und fuer sich mit dem Schreiben dieses Buechleins nicht zu tun, aber ich muss es trotzdem erwaehnen. Im Februar 1934 brach diese Konkurrenz in einen kurzen Buegerkrieg aus, der zum Ende der Demokratie in Oesterreich fuehrte. Auf das kann ich mich sehr gut erinnern. Das Radio verkuendete am 12. Februar das Standrecht. Meine Mutter sagte: "Jetzt ist Standrecht und es wird auf jeden geschossen, der sich draussen blicken laesst". Ich habe das auch geglaubt und traute mich nicht, das Fenster in unserem Zimmer aufzumachen, oder gar den Kopf hinauszustecken. Meines Wissens wurde Traiskirchen von diesem Zwist verschont, das meiste spielte sich in den groesseren Staedten ab.

Trotzdem hatte es einen Einfluss auf unser Staedtdchen. In Oesterreich wurden die Parteien aufgeloeset, das hiess die Sozialdemokraten und die Nationalsozialistische Partei, es wurde der Staendestaat ausgerufen und Kanzler wurde Engelbert Dollfuss. In Traiskirchen wurde Schuster als Buergermeister abgesetzt und Dipl.Ing. Josef Ferschner wurde Buergermeister. Sein Sohn Friedrich, Friedl genannt, ging mit mir in die Schule,



in die gleiche Klasse. Wir wurden Freunde, aber scholastisch auch Rivalen, als es um die Position des Ersten der Klasse ging. Noch etwas passierte in Jahre 1934, es tangierte uns in Traiskirchen zwar nicht, aber hatte katastrophale Folgen in Oesterreich. Mitglieder der Nationalsozialisten drangen im Juli 1934 in das Regierungsgebäude am Ballhausplatz in Wien ein und ermordeten Bundeskanzler Dollfuss.

Wir Schulkinder, alle, bekamen ein dreieckiges emailliertes Abzeichen, das wir tragen mussten. Es zeigte die rot-weiss-rote Flagge Oesterreichs und in der Mitte, im weissen Teil stand "Seid Einig".



*Die Erstkommunion in 1934*

Es hatten noch einen zweiten Lehrer in der ersten Klasse: Pater Conrad Mader, der Religion unterrichtete. In der zweiten Klasse war unsere Klassenlehrerin Eugenie Klement, sie wurde unterstützt von Berta Madl fuer Schoenschreiben und Singen. Margarete Stadler unterrichtete Kunst und Turnen und Pater Raymund Haid Religion. In der dritten Klasse war Maria Chledowski unsere Klassenlehrerin; sie war verantwortlich fuer Rechnen, Schoenschreiben, Turnen und Kunst. Berta Madl unterrichtete Heimatkunde, deutsche Sprache und Singen, waehrend Olga Hermann, Handarbeit (fuer Maedel) unterrichtete. Herbert Doletschek war der offizielle Klassenlehrer, Pater Raymund Haid und Eusebius Katzelberger unterrichteten Religion. Von meiner 2. bis zur 4. Klasse, war Emil Suesser der Direktor der Traiskirchner Volksschule. Olga Hermann, war meine Klassenlehrerin in der 4. Klasse. Sie hatte den groessten Einfluss auf meine Zukunft und ich bewunderte sie ueber alle Massen. Sie sah in mir einen strebhaften Schueler mit einer grossen Zukunft. Wenn sie heute noch lebte, wuerde sie stolz auf das sein, was sie

fuer mich getan und erreicht hat. Sie sah voraus, dass ich fuer eine akademische Karriere bestimmt waerde. Niemand in meiner Familie hatte je ein Gymnasium besucht, oder eine Schule, die an die Universitaet fuehrte, und natuerlich niemand, der die Universitaet besucht hatte.

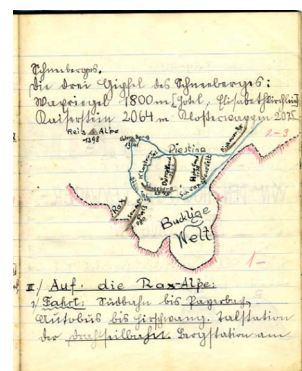
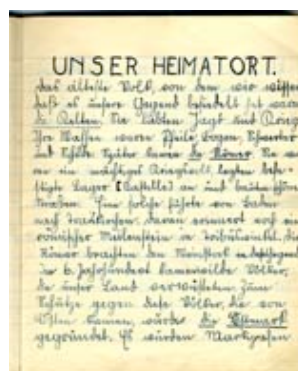
Olga Hermann nahm mich unter ihre Fittiche, lehrte mich Sachen, von denen ich in meiner einfachen Umgebung in der Luyderestrasse nie getraeumt hatte. Sie war eine Wienerin und brachte mir richtiges Benehmen bei. Sie gab mir Unterricht (natuerlich unbezahlt) - nach den Schulstunden. Sie wusste, ich konnte und wollte in die Oberschule in Baden gehen. Stunde fuer Stunde bereitete sie mich auf die Aufnahmspruefung in die Realschule in Baden vor (nur einer von meiner Traiskirchner Klasse von 34 wurde angenommen). Ich schaffte es und sie war so stolz auf mich. Nach 4 Jahren in der Volksschule begann ich in die Realschule, in der Biondegasse zu gehen. Die Schule wurde offiziell "Bundesgymnasium and Bundesrealschule" genannt. Der erste wichtige Schritt in meinem Leben war geschafft.



Volksschulzeugnisse

2.Klasse

4.Klasse



Heimatkunde



Tagebuch III. Klasse, Vogl Otto



Naturkunde



## b. In der Realschule Baden, Biondegasse

Die vierte Klasse Volksschule in Traiskirchen war zu Ende gegangen und der Ernst des Lebens stand vor der Tuer. Meine Mutter war ueberzeugt, dass ich ins Gymnasium gehen koennte, sollte und musste. Das, um moeglicherweise auf die Universitaet zu gehen. Das war Ihr Traum, Wunsch und Hoffnung. Das hiess fuer Vater und Mutter zu arbeiten und zu sparen. Die Realschule und das Gymnasium waren eine Art Privatschule und man musste etwas Schulgeld zahlen. Auch die Unterstuetzung der Traiskirchner Volksschule war vorhanden, da sie ja einen Traiskirchner in der Biondegasse haben wollten. Besonders die Lehrerin Frau Olga Hermann.



Halbjahrszeugnis i. Klasse



Oberschule Baden Biondegasse



Zeugnis Hinterseite

Die Oberschule in Baden hatte zwei Richtungen und daher zwei Parallelklassen. Das traditionelle Gymnasium hatte Latein ab der Ersten und Griechisch ab der Dritten Klasse als Fremdsprachen, und die Realschule Franzoesisch ab der ersten und Latein ab der dritten Klasse.

Der Ferschner Friedl, des Buergermeisters Sohn, ging in die BEA in Traiskirchen, die Bundeserziehungsanstalt, eine andere Art von Privatschule.



*Die BEA, Bundeserziehungsanstalt, Traiskirchen*

Wir, in Baden, hatten in beiden Schulrichtungen fast 500 Schueler und in jeder Klasse 30-35 Schueler. Details sind in meinem Buch "Mein Leben mit Makromolekuelen" [http://works.bepress.com/otto\\_vogl/5/](http://works.bepress.com/otto_vogl/5/) genauer und im groesserem Details beschrieben.

Die Aufnahmspruefung war im Juni geplant und ich wurde nach Baden gebracht. Die Pruefung nicht zu bestehen war undiskutabel. So bin ich mit Zittern in die Pruefungsklasse gegangen; nach einer Woche wurden wir benachrichtigt, dass ich die Pruefung mit Auszeichnung bestanden haette. Nun war ich ein Mittelschueler und fuer die erste Klasse der Realschule eingeschrieben. Ich war ein Badner geworden. Noch lebte ich in Traiskirchen und spielte mit meinen frueheren Schulkollegen, aber meine Denkweise wurde auf den ganzen Bezirk Baden ausgedehnt. Ich ging ja nun mit Schuelern anderer Staedtchen und Doerfer des Bezirkes zusammen in die Schule.

Die Oberschule in Baden diente dem Bezirk Baden, der zwischen Moedling und Wr. Neustadt gelegen ist. Die Schueler kamen von den Gemeinden des Badner Bezirks, Traiskirchen, Leobersdorf, Hirtenberg, Berndorf und Bad Voelau. Ein groesserer Anteil der Schueler kam aus der Bezirkshauptstadt Baden.

Etliches aenderte sich in der Mittelschule. Wir konnten nicht einfach in die Schule gehen, wir gingen zur Bahn, zur Elektrischen, oder zum Autobus. Natuerlich gab es damals keine Schulbusse, man war ploetzlich auf sich selbst angewiesen. Die Mutter konnte uns nicht mehr an der Hand fuehren. Wir sind auf einmal aus heranwachsenden Kindern, unabhaengige "Halberwachsene" geworden. Der Weg zur Elektrischen war der gleiche als



der zur Volksschule. Die Volksschule war gleich hinter dem Park gelegen, mit dem Kriegerdenkmal am Eck. Der Bahnhof Traiskirchen der Badnerbahn, der Elektrischen, war davor und dort trafen sich die Traiskirchner Gymnasiasten aller Klassen. Wir Buben mussten den 6:54iger (um 6:54 Uhr) nehmen und ihn ja nicht versaeumen. In Baden beim Suedbahnhof angekommen, konnte man langsam vom Bahnhofplatz, wo die Badner vis a vis des Badner Suedbahnhofes hielt, zur Schule gehen. Mit der Suedbahn vom Sueden kamen die Buben von Leobersdorf, Hirtenberg und Berndorf. Wenn die Zugverbindung richtig war, trafen wir uns am Bahnhofplatz und gingen zusammen am Trottoir des Franz Josef's Ringes entlang der Suedbahn zur Biondegasse. Die Groesseren haben immer auf die Kleinen aufgepasst, damit uns nicht passierte.

Den 6:54iger durfte man nicht versaeumen, denn der naechste Zug ging um 7:24 Uhr und kam zu spaet in Baden an; die Schule begann ja um 7:50 und man brauchte 15 Minute zur Schule. Zuspaetkommen war im Klassenregister vermerkt und oeffteres Zuspaetkommen kam ins Zeugnis. Wie gesagt, kamen einige der Buben mit der Suedbahn, aber die naeher Gelegenen und auch ein paar Badner, kamen mit dem Fahrrad.

Auf dem Rueckweg von der Schule zur Elektrischen war man auf sich selbst angewiesen. Es kam darauf an wie viele Stunden Unterricht man am Tage hatte. Meistens hatten wir 5 Stunden, manchal auch 6. Es darf nicht vergessen werden, dass wir ja auch 6 Tage in der Woche Unterricht hatten. Trotzdem glaubte man, dass man den Unterricht konzentriert halten sollte, aber die Kinder nicht, durch langes "in-der Schule-bleiben" ueberfordern sollte. 9/29/09ie Schueler mussten ja Zeit haben, ihre Hausarbeiten zu machen und die Lehrer brauchten Zeit sich vorzubereiten. An einigen Tagen war der Unterricht zu Ende zu einer Zeit, dass man den Zug der Elektrischen am Suedbahnhof gerade verpasste. Dann machten wir Buben es so: Wir gingen durch die Stadt, ueber die Antonsgasse, dem Theaterplatz, am Rathaus vorbei, ueber den Hauptplatz zum Josefsplatz. Das war die Endstation der Badnerbahn (der andere Terminus war vor der Oper in Wien).



*Schuelerkartenphoto ~11*



*~12alt*



*Mit Onkel Ferdinand Fuchs*

An der Endstation am Josefsplatz konnte man immer einen Sitzplatz bekommen, wir sind immer gerne gesessen, auch wenn es nach Traiskirchen nur 4 Stationen waren und bis Bahnhof Moellerdorf, wo auch einige "Trasikirchner" wohnten, war es eine Station mehr. Die Ambition von uns Buben war, "zu sitzen". Natürlich musste man aufstehen, wenn Erwachsene einstiegen und kein Sitzplatz mehr frei war. Dafür hat schon der Schaffner gesorgt.

In der ersten Klasse der Oberschule hatten wir die folgenden Gegenstände: Religion, Deutsch, Französisch, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Mathematik, Zeichnen und Schriftpflege, Gesang und Turnen. Das Schuljahr war am 2. Juli 1938 zu Ende. Ich hatte bis zur 5. Klasse als Klassenlehrer den Franz Vressnik, der Französisch unterrichtete.

Im zweiten Jahr, nach der Besetzung Österreich durch Deutschland, wurde der Schulplan etwas geändert; jetzt waren die Fächer Betragen, Leibeserziehung, Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Kunst-erziehung, Musik, Biologie, Mathematik und Französisch und als Freigegegenstand Basteln (Flugmodellbau); das Schuljahr ging bis zum 8. Juli 1939. Von der dritten Klasse an hatten wir Schuldrittel, mit den Gegenständen: Leibeserziehung, Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Kunst-erziehung, Musik, Biologie, Mathematik, Französisch und als Freigegegenstand Basteln, Schulende war am 5. Juli. 1940.

In der vierten Klasse hatten wir: Leibeserziehung, Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Kunst-erziehung, Musik, Biologie, Physik, Mathematik, Französisch und Latein. Dieses Mal kam als Freigegegenstand Kurzschrift I.



dazu, am 5. Juli 1941 war Ende des Schuljahres. Wie dumm von mir, dass ich Kurzschrift als Freigegenstand genommen habe. Das Kurzschreiben (Stenographie) aus deutsch war fuer mich, als mein Leben auf Englisch weitergefuehrt wurde, und ist jetzt total wertlos. Nicht ganz so: als wir, nach dem Krieg auf die Universitaet gingen, gabs kaum Buecher und man musste die Vorlesungen stenographieren (mitschreiben) und spaeter ausschreiben. Natuerlich hat man dabei den Gegenstand gelernt und brauchte nachher nicht so viel strebern. Ich haette Maschinschreiben lernen sollen, das auch angeboten war. Heute kann ich noch immer nicht sehr gut das Maschinschreiben, das man ja fuer den Computer braucht.

In der fuenften Klasse mit Lewandowski als Klassenvorstand hatten wir: Leibeserziehung, Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Kunsterziehung, Musik, Geologie, Chemie, Physik, Mathematik Franzoesisch und Latein und als Freigegenstand Kurzschrift II, das Schuljahr dauerte bis zum 11. Juli, 1942.

In der sechsten Klasse bekamen wir das Zeugnis des ersten Drittels am 16. Dezember 1942; wir hatten dieselben Faecher, noch dazu als Freifaecher: Uebungen in Biologie, Chemie und Mathematik (Darstellende Geometrie).

Dieses Buch berichtet ueber mein Leben und Spielen in Traiskirchen, obwohl ich spaeter in Baden in die Oberrealschule ging. Durch die Schule in Baden war der groesste Teil meines taeglichen Lebens mit der Badner Schule verbunden.

Ich habe ueber meine Schulpflichten und Ergebnisse in der Biondekgasse geschrieben. Aber was habe ich sonst noch gemacht in Baden? Nur ein paar Dinge des Alltaeglichen moechte ich schildern. Ich habe schon erwaehnt, wie ich zur Schule und von der Schule gekommen bin. Aber ueber die anderen Aktivitaeten um den Schulbesuch herum, habe ich noch nichts geschrieben.

Baden ist eine interessante Stadt. Eine der Attraktionen, die weltweit beruehmt ist, ist der Kurpark. Wir haben ihn oft besucht, habe die Blumenuhr und den Beethoventempel bewundert. In der dritten Klasse, als ich im Schuelerchor gesungen habe, sind wir sogar im Kursalon aufgetreten; an einem Sonntagnachmittag. Unser Musiklehrer hatte den beruehmten Chor von Beethovens Neunte "Ode an die Freude" umkomponiert und wir haben es uraufgefuehrt. Ob es gut war, habe ich niemals erfahren. Aber wir Buben, gekleidet in unseren Matrosenleibchen und Matrosenkappen waren stolz darauf.

Noch etwas war sehr attraktiv fuer uns Buben, der Doblhoffpark und der Teich mit seinen Ruderbooten. Als wir schon halbwuechsig waren, hatten wir angefangen, hin und wieder zu "stageln", das hiess eine Stunde des Schulplans zu "spritzen". Wir haben das sehr vorsichtig getan, um nicht erwischt zu werden. Immer, wenn wir als letzte Stunde Turnen hatten; oder zuerst Religion hatten, haben es einige von uns probiert. Es musste ja ausgelost werden, wer von den Schuelern abwesend sein konnte. Es konnten ja nicht immer die selben sein. Wie das Turnen organisiert war, war fuer uns, die Streber, unausstehlich. Der Turnlehrer war kein richtiger Sportler, der einem animieren haette koennen. Dazu kam, dass es "vom Staat" erwuenscht war. Ich war immer der Leidtragende, wenn wir die Turnklasse spritzten. So sind wir hinausgeschlichen zum Doblhoffpark. In den hoeheren Klassen gingen wir auch in ein Kaffehaus und bestellten ein Glas Wasser, die gestrige Zeitung und einen Zahnstocher. Die Leute, die Oberkellner. kannten uns natuerlich und haben gelaechelt, aber uns nie gescholten oder hinausgeworfen. Sie wussten ja, dass wir Buben "von der Schule" waren und dass wir die Elektrische nehmen mussten.

Manches Mal gingen 2, 3 oder 4 von uns Buben auch ins Kino in Baden, ins Beethovenkino in der Stadt, um halb vier. (Die Schuelerkarte galt ja nur bis 8) Einmal, in der dritten Klasse, hat der Groesste von uns in der Tabaktrafik zwei Zigaretten mit goldenem Mundstueck gekauft. Wir haben alle einen Zug daran getan, die zweite Zigarette wurde nie angezuendet.

Baden hat zwei beruehmte Ruinen vom Mittelalter am Beginn des Helenentals gelegen: Schwechat abwaerts auf der rechten Seite die dreieckige Ruine Rauhenneck und auf der anderen Seite die weitaus besser erhaltene Ruine Rauhenstein. Manches Mal haben wir einen Badnerbahnzug fahren gelassen und sind anstatt, gleich nach Hause zu fahren, zu den Ruinen geklettert. Wir waren ja jung und flink, wie die Eidechserln und haben alles zeitgemaess gut geschafft – fuer den naechsten Zug. Und die Mutter hat sich gesorgt. Wo warst Du denn so lange. Hoffentlich hast Du nicht nachsitzen muessen ! Vor einigen Jahren habe ich versucht, wieder zur Ruine Rauhenstein hinaufzuwandern. Als Buben sind wir ja fast hinaufgelaufen. Jetzt, da ich 80 Jahre alt war, war es zu anstrengend und ich musste es aufgeben.

Ich darf daran erinnern, dass man damals nur ein paar Groschen in der Tasche hatte, kein Telefon und nur die Schuelerkarte fuer die Elektrische, und war auf sich und seine Freunde angewiesen. Manches Mal erwarb ich etwas. Geld durch Nachhilfestunden geben. Durch regelmaesige Arbeit etwas Geld zu erwerben, das gab es nicht. Man war ja verpflichtet, fuer zuhause und fuer

die Familienfreunde und Nachbarn alles kostenlos, fuers gute Leben zu Hause und fuer die Liebe zu den Eltern, zu tun. Jetzt habe ich fast von allen meinen Untaten rund um die Schule berichtet. Doch moechte ich noch etwas betonen. Wir gingen unsere 5-6 Stunden im Tag in die Schule, gewoehnlich einen Tag in der Woche fuer 4 Stunden und kamen nach Hause, um spaet Mittag zu essen. Fuer die zwanzigminuetige Pause nach der zweiten Stunde, hatte ich immer ein Sueck Scmalzbrot mit einem Apfel mitbekommen.

Am Nachmittag oder Abend hat die Mutter dann die Hausarbeiten ueberwacht und, wo sie konnte, geholfen. Als wir aelter wurden, gab es andere Moeglichkeiten wieder nach Baden zu fahren, die Schuelerfahrkarte war ja fuer den ganzen Tag bezahlt. Es gab Aktivitaeten in der Schule, ein Handballspiel, spaeter andere Schulverpflichtung wie Kurzschrift und Uebungen.



*In der Oberrealschule, ~1912*

Als ich in der dritten Klasse war, wurde ich gefragt ob ich Nachhilfestunden geben moechte. Nahhilfestunden in Mathematik, selbstverstaendlich sagte ich zu, man konnte ja zwei Mark pro Stunde, einmal in der Woche verdienen. Natuerlich war der Nachhilfeunterricht in Baden und ich musste am Nachmittag mit der Elektrischen nach Baden fahren. Nun kam aber die andere Seite des Geschaeftes. Der Schueler des Gymnasiums, der die Mathematik nicht schaffte, war in der vierten Klasse. So musste ich, bevor ich die Nachhilfestunde gab, den Stoff der vierten Klasse lernen und es ihm beibringen. Wir verstanden uns gut, er hat durch mich die Abneigung gegenueber Mathematik ueberwunden und hat eine ganz gute Note am Schulschluss bekommen.

Ich hatte in den ersten 5 Jahre der Oberrealschule Vressnik, den Franzoesisch Lehrer, als Klassenlehrer gehabt. Ich habe ihn bewundert und glaube, ich habe wegen ihm in der Schule so gut abgeschnitten. Er hat Franzoesisch nicht fehlerfrei gesprochen, aber er war der beste und geduldigste Lehrer. In der fuenften Klasse bekamen wir Lewandowski (den Lewerl) als Klassenlehrer. Er war ein ausgezeichnete Mathematiker, engagiert und korrekt, aber kein besonders guter Mittelschul-Paedagoge; er wurde nach dem Kriege Gast-Dozent auf der Universitaet Wien.

Er ist, waehrend des Klassenunterrichts in seinem doppelreihigen braunen und weissgestreiften Anzug, im Klassenzimmer auf und abgegangen, und wir haben ihm die weissen Beeren von den Bueschen vor den Fenstern des Schulgebaeudes in die Jackentaschen gesteckt. Es was eigentlich gemein von uns, aber er war ein Lehrer der "bittet", dass man ihm etwas antut. Er hat sich nie gewehrt, obwohl er es merkte und nur selten geklagt. Er war eine gute Seele und ein Genie in der Mathematik, mit Hingebung, aber ein schlechter Physiker)er unterrichtete auch Physik) und war nicht als Lehrer fuer die fuenfte oder sechste Klasse geeignet. Man haette ihn in der Universitaet unterbringen sollen. Zum Teil wegen ihm, habe ich nie gut Physik erlernt. So einflussreich sind in diesen Lebensjahren der Schueler die Lehrer, und deren Paedagogik, mehr wegen Ihres Lehrstils und ihrer Routine als wegen ihres Wissens fuer mich gewesen. Nach dem Vressnik hatte ich in Franzoesisch den Weber, der sehr gut franzoesisch sprach, aber als Lehrer und Paedagoge auch nicht viel taugte. In einer der ersten Schularbeiten unter seinem Regime, war die beste Note eine drei (wir hatten damals 6 Noten), in der Volksschule nur 4). Ich hatte noch nie eine drei gehabt ausser in Turnen.

Als der Lewerl ueber die Notengebung in Franzoesisch hoerte, hat er zu uns gesagt: Ich weiss, dass der Archimedes eine Eins in Mathematik bekommen sollte und ich bin eine Zwei wert. Daher kann mein bester Schueler nur eine Drei als Note bekommen – aber ich bin nicht so. Mein bester Schueler bekommt die Eins.

Zwei andere Lehrer haben mein Schuelerleben in Baden beeinflusst: Kraupp, der Geschichte und Geographie unterrichtete und Helpap, den wir in der Chemie hatten. Kraupp hatte mich so beeindruckt, sodass ich heute noch Weltgeschichte und Geographie als meine Haupt Seiteninteressen betrachte. In der vierten hat ihn einmal einer meiner Klassenkollegen gefragt. Auf was, Herr Professor Kraupp, sollten wir uns im Leben vorbereiten. Kraupp hatte uns oeffters Anregungen fuers Leben gegeben und er wurde oeffters gefragt:

So sagte er (das war vor 70 Jahren), "Jeder von Euch wird Autofahren lernen muessen und taeglich fahren, muss Tanzen koennen, Kartenspielen koennen, (das zu eurer Zeit beliebteste Kartenspiel), Ihr muesst zumindest ene Fremdsprache fliessend sprechen, und einige von Euch werden Fliegen lernen. Er hatte Recht mit allem, dass er uns dozierte, in dieser Anordnung, aber nicht mit dem Fliegen.

Der Helpap hat mich inspiriert, Chemie zu studieren. Er hatte die Gasgesetze ueberzeugend dargestellt, die Nachmittagsuebungen in Chemie (ein Freigegegenstand) eingefuehrt, und uns gelehrt, nach den Uebungen, alles wieder und sofort, wegzuraeumen.

### ***i. In Ungarn***

Eines Tages, es war, als ich die 3. Klasse der Realschule besuchte, wurde ich zum Direktor gerufen. Ich habe Zeit meines Lebens mit Respekt, ja fast Furcht, vor der Obrigkeit gelebt. Also ging ich zum Direktor, das Schlimmste befuerchtend. Er erklarte mir, er haette mir eine gute Nachricht zu uebermitteln. Zwei Schueler der Schule der Biondegasse, einer vom Gymnasium und einer von der Realschule waeren auserwaehlt worden, einen Sommer, 2 ½ Monate, in Ungarn, bei Pflegeeltern in Budapest zu verbringen. Ich waere fuer die Oberschule ausgewaehlt worden, da ich der Klassenprimus war und auch sonst als ein verlaesslicher Repraesentant der Schule galt. Meine Eltern waren natuerlich sehr stolz auf den kleinen Otti, haben sich alles erklaren lassen und haben schliesslich hochofreut JA gesagt. Ich hatte ja wenig zu sagen, und nahm mit Zuversicht an.

Da war noch ein weiterer Vorteil mit diesem Sommeraufenthalt in Ungarn. 1940 war schon Krieg in Deutschland, in der Ostmark (unserem Oesterreich), in der wir wohnten, aber nicht in Ungarn. Das heisst, es gab in Ungarn keine Lebensmittel Rationskarten, keine Einschraenkung, und zu essen so viel man konnte und wollte. Es hatte sich bald herausgestellt, dass die Pflegeeltern Simon viel aufs Essen hielten.

So wurde alles fuer die Reise des kleinen Otto vorbereitet, die Kleider hergerichtet, der Koffer gekauft. Das war leicht und gar nicht so leicht, den Koffer zu kaufen. Die meisten biligeren Koffer waren damals schon aus Pappkarton. Es gab ja keine ordentlichen ledernen Koffer mehr, und die moderne Kofferart aus Nylon oder synthetischen Hartplatten war noch nicht erfunden.

So warteten meine Eltern und ich auf das Ende des Schuljahres. Gott sei Dank hatte ich wieder ein Zeugnis ohne Zweier, also wurde ich zum Vorzugschueler erklart, und alle um mich herum, freuten sich, Schule und Eltern waren zufrieden. Auch in Traiskirchen war man zufrieden, da ja der Bub der in Baden in die Schule ging, die Traiskirchner gut vertrat.

Als die Schule zu Ende war ging es los mit der Reise. Mit den Eltern fuhr ich mit der Suedbahn von Baden nach Wien. Am Wiener Suedbahnhof wurde ich von jemand uebernommen, der fuer die Reise der Jungen nach Budapest verantwortlich war. Zusammen mit den anderen "Auserlesten" von Wien und Umgebung wurden wir zum Zug nach Budapest gebracht, der Otto stieg ein und fuhr in die grosse Welt. Es stellte sich heraus, dass diese Reise fuer mich Schicksal bestimmend wurde. Es waren zwar nur 244 km von Wien nach Budapest aber es hat sich eine Welt fuer mich geoeffnet, ein zukuenftiges Leben, dass mir erklaut hat, aber auch ermoeeglicht hat, viele Millionen Kilometer zu reisen, ohne Scheu vor Distanzen, Sprachen, Kulturen und Lebensverhaeltnissen; es war der Beginn fuer mich, ein Weltbuerger zu werden.



*mit der Familie Simon*



*In Budaoers*

So kam ich am Keleti-Bahnhof in Budapest an – und da waren meine Pflegeeltern, die Simons mit ihrem Sohn Josef, Joschka genannt. Sie sahen sehr nett aus, eine buergerlichen Familie, der Herr Simon war Beamter im Budapester Rathaus. Sine Frau war erfreulich beleibt, das versprach eine gute Kost, mein zugeteilter Freund Joschka, ein Jahr aelter, hatte eine leicht-verkruemmmte rechten Hand, da er als Kind Kinderlaehmung gehabt hatte.

Wir nahmen den Kleinzug nach Kelenfoeld, einem Aussenbezirk von Budapest, der Endstation dieser Linie und auch ziemlich nahe des



Budapester Hauses. Es lag in der Andor utca, die die westliche Begrenzung der Stadt Budapest mit den Landgemeinden bildete. Heute sind diese Landgemeinden in die Stadt Budapest eingegliedert. Wir waren also eigentlich "am Land". Auf der anderen Seite der Strasse waren Budafok und Budaoers. Das Haus war ein Zweifamilienhaus, eine Wohnung oben, unsere Wohnung, und eine andere unten in Souterrain. Das Haus hatte einen Garten, eine Grasflaeche und einen Zaun, wie alle Haeuser in Europa einen haben. Da war auch noch ein kleiner freundlicher Hund, mit dem ich mich sofort anfreundete.

Fast sofort wurde ein Problem kritisch. Die Familie Simon sprach kein Wort deutsch, oder fast kein Wort, natuerlich der Sohn auch nicht. Und ich kein Wort ungarisch. Das System, das diesen Austausch vorsorglich vorbereitet hatte, hatte darauf vergessen, dass ja ein 13jaehriger Bub sich verstaendlich machen musste. In den ersten zwei Wochen gab es viele Traenen, das Heimweh war unbeschreiblich. Der Mann, dessen Familie unter uns wohnte, sprach ganz gut deutsch, aber er konnte natuerlich nicht den ganzen Tag mit mir verbringen. Er war ein pensionierter Beamter, Kiss mit Namen, und war uns behilflich in Notfaellen dann, wenn ich zu unsicher war.

Und bald begann ich ein bisschen Ungarisch zu lernen. Es war aber nicht genug Zeit, die Sprache richtig zu lernen, da ich ja nur den Sommer ueber dort war. So habe ich etwas gelernt, aber in begrenztem Ausmass: gruessen, zaehlen, etwas Einfaches sagen, wenn man etwas brauchte. Ich habe nie gelernt, ungarisch wirklich zu sprechen, oder zu schreiben, aber, da ich die Sprache wie ein Kind lernte, lernte ich doch etwas, nur die Vokabel fehlten. Ich kann noch immer ein paar Hoeflichkeiten auf ungarisch sagen, aber mehr nicht. Trotzdem wundern sich die Leute auch heute noch, dass ich ungarisch mit wenig Akzent laut lesen kann aber nicht sprechen.

Wie viele Sachen habe ich von dieser Familie gelernt. Es war der Respekt gegenueber den Eltern, alles hauptsaechlich ohne viel Worte. Ich habe ein Familienleben erlebt, das mir spaeter geholfen hat. Ein Teil unseres alltaeglichen Lebens war mit Fussball ausgefuellt. Wir sind sogar einmal zu einem Match nach Kispest (ein Bezirk von Budapest) gefahren, um ein Ligaspiel zu sehen. Trotzdem war mein bevorzugter Club Fereczvaros, die Franzstaedter. Trotzdem verfolgte ich auch Ujpest (Neupest); es wurde spaeter in Honved (Armee) und MTK umbenannt. Ueber meine spaeteren Verbindungen mit der ungarischen Wissenschaft spaeter. Eines Tages wurde ich mit jemand Anderenm des Austauschprogramms "ins Land" eingeladen. Das Land hiess in diesem Falle einige Doerfer um Budapest herum. Wir fuhren mit dem lokalen Bus nach Budaoers und

Budafok. Es war sehr interessant, die bauerliche Landbevölkerung kennenzulernen. Sie waren nicht sehr verschieden vom östlichen Österreich, aber doch richtige Ungarn, mit ihren ländlichen Trachten. Ein Bild zeigt unseren Besuch.

Der Höhepunkt meines Sommerbesuchs in Budapest war der 20. August 1940, der St. Istvan (Stephans) Tag. Das ist der Nationalfeiertag Ungarns, an dem man den Geburtstag des berühmten und Heiligen Königs Stephan feierte (die berühmte Stefanskronen mit dem gebogenen Kreuz) und noch immer feiert. "Onkel" Simon hatte mich schon ein paar Mal in die Stadt mitgenommen und mir etwas von Budapest gezeigt, das einem 13-jährigen interessieren konnte. Wir hatten immer die Strassenbahn No. 5 von Kelenfeld genommen, die über die Horthy Miklós-ut (jetzt Bartók Béla ut) in die Stadt führte. Budapest ist eine Doppelstadt, gelegen am linken und rechten Ufer der Donau, am linken Ufer, Pest und am rechten Ufer Buda. Kelenfeld war an der südlichen Seite von Buda (via a vis der Csepel Insel) und man konnte, die Andor utca folgend, zu Fuss an die Donau gelangen.

Am St. Istvan's Tag war die Stadt für den Verkehr fast völlig gesperrt. So entschlossen wir uns, dabei zu sein, das hiess, zu Fuss in die Stadt zu gehen. Das hiess aber auch die Horthy Miklós-ut in die Stadt zu folgen und zur Burg hinaufzusteigen, die sie ja auf der Buda-Seite der Donau liegt. Die Budapester Burg überblickt vom Berg aus die Stadt. Um 4 Uhr früh ging es los. Auch um diese Zeit waren schon viele Leute auf der Strasse, sie wollten ja einen guten Platz haben, die berühmte Prozession zu sehen. Die Prozession begann beim Burgeingang und bewegte sich auf der Hauptstrasse die zur Burg führt, zur Matthiaskathedrale, dem Sitz des Erzbischofs und Kardinals von Ungarn. Wie würdevoll war diese Prozession, mit dem Erzbischof und Kardinal unter dem goldenen Baldachin, der Kardinal Mindszenty mit der hochgehobenen Monstranz. Er muss vom Monstranzhalten während der Prozession ziemlich müde geworden sein. Gefolgt, auch unter dem Baldachin, waren die Regierung unter der Führung des damaligen Kanzlers Teleki, ein erhebender Anblick. Mit diesen Hunderttausenden von Leuten, die das alles bewunderten und ganz ergeben waren, war es natürlich für einen normalen Sterblichen unmöglich zur eigentlichen Messe in die Matthiaskathedrale vorzudringen. Mit traurigen Gesichtern gingen wir nach Hause, wieder zu Fuss, da ja die Tramway erst viel später wieder den Betrieb aufnahm. Aber zu Hause erwartete uns das feierliche Festessen zum Gedenken an den Heiligen Stephan.

Die zwei Monate in Budapest hatten mich jungen Buben viel gelehrt. Ich habe gefunden, es ist moeglich von zu Hause weg zu leben, speziell wenn die Leute um einem herum, sich hingebungsvoll fuer den kleinen Jungen sorgen. Es ist moeglich in einem fremden Land zu leben in diesem Alter, zumindest fuer eine begrenzte Zeit, ohne die Sprache zu kennen. Zusaetzlich dazu konnte man das Gefuehl fuer die Sprache lernen, wie die kleinen Kinder das Sprechen lernen. So lernte man, durch langsames, taegliches Aufnehmen einiger Woerter, Saetze, Sprachwendungen und letztlich die Sprache sprechen, weitgehend akzentfrei. Das ist uebrigens der einzig praktische Weg, eine Sprache zu lernen. Ich habe das spaeter erlebt als in Italienisch (auch das bisschen japanisch) und letztlich Englisch gelernt habe. Wenn man etwas aelter ist, lernt man die Sprache nicht mehr ganz akzentfrei. Mein Aufenthalt in Ungarn hat mir auch gelehrt, dass die Welt, obwohl sie so gross ist, man sich durchsetzen kann, wenn man lernt, sich an alles Notwendige anzupassen.

Als ich schon in Amerika war, habe ich Joschka zweimal besucht. Sein Vater ist beim russischen Angriff auf Budapest im Jahre 1945 ungekommen und Joschka's Mutter ist spaeter auch bald gestorben. Das Haus in der Andor utca wurde von der Stadt gekauft, wurde abgerissen und das Land dient nun als Teil einer Busendstation . Auch Joschka ist, wahrscheinlich auf Grund der Auswirkungen seiner frueheren Kinderkrankheit, vor einigen Jahren, viel zu frueh, gestorben.

## **F. Vom Spielen und Faulenzen**

Vom Spielen und Unterhaltungen in unserem Leben junger Traiskirchner Buben in den dreissiger Jahren gibts viel zu erzaehlen. Es waren glueckliche Jahre.

Zuerst will ich aber noch etwas von unserem vis a vis Nachbar in der Luydererstrasse erzaehlen, vom Onkel Kny, Anton Kny.

**Die Konditorei und das "Gefrorene"-Geschaeft:** Der Onkel Kny (Toni) vis a vis von uns wohnend, hatte eine kleine Konditorei. Die Haeuser in der Luydererstrasse waren alle ziemlich aehnlich gebaut, manches Mal spiegelbildlich. Wenn man ins Haus hineinging, war man in einem kleinen Gang, der in den Hof fuehrte und betonierte war. Links von der Hoftuer ging man ein paar Stufen hoch und man kam wieder in einen rechtwinkelig gelegenen Gang. Von diesem Gang zweigten die Zimmer ab. Im Knyhaus war das erste Zimmer das Geschaeft. Man konnte dort Eis, "Gefrorenes", und ein

paar Mehlspeisen kaufen. So viel ich mich erinnere, war das Geschaefft nur von 2-4 Uhr nachmittags offen, damit im Sommer, die Kinder der Stadt Traiskirchen kommen konnten, nach der Schule, um sich Suesses zu kaufen.

Der Kny Toni hatte sich aufs Gefrorene spezialisiert und er mischte 3 oder 4 Sorten vom Gefrorenen: Zitrone, Marillen, und in der Saison Pfirsich und Erdbeeren. Das hat er natuerlich selbst gemacht. Das Gefrorene (also Sorbet) war in irdenen Geschirren praesentiert. Nach meinem Wissens, hatten wir damals keinen Kuehlschrank, weder wir noch der Kny Toni, noch sein Geschaefft. Daher wurde das Gefrorene in einer Eis/Salz Mischung kalt gehalten. Die Mehlspeisen waren Cremeschnitten, Schaumrollen und Punschkrapferl. Dann hatte der Kny Toni etwas spezielles, die "Knie-Scheiben". Der Name der Knie-Scheiben war natuerlich gewaehlt, um auf die Wichtigkeit des Knie's, das jeder hat, auf seinen Familiennamen zu lenken. Diese Mehlspeisen hat der Toni selbst in der Kueche gebacken. Die Kueche war am Ende des Hauses neben dem Kellereingang.

Fuer die Cremeschnitten, wurde der Blaetterteig in  $\frac{3}{4}$  m Quadrate ausgewalzt und dann einzeln gebacken. Nach dem Abkuehlen, wurde eine Vanillepuddingfuellung ca. 1  $\frac{1}{2}$  - 2 cm dick auf ein Blatt aufgestrichen, das zweite Blatt daruebergelegt. Dann wurden die vier Seiten mit einem scharfen Messer geradegeschnitten. Das waren ja die dicken Enden des Blaetterteiges, die wurden fuer die Punschkrapfen aufgehoben. Die grosse "Cremeschnitte" wurde in 10 cm Quadrate, die richtigen Cremeschnitten geschnitten und das ganze mit Staubzucken bestäubt und nun war alles bereit fuers Geschaefft. Die Endstuecke wurden sorgfaeltig in einer tiefen Lade aufbewahrt fuer weiteren Verbrauch.

Die Schaumrollen wurden aehnlich gemacht. Nur diesmal wurde der Blaetterteig in 4 cm breite Streifen geschnitten und die Streifen diagonal auf Stahlrohrchen gewickelt und gebacken. Die Stahlrohrchen mussten leicht kegelfoermig sein, damit man sie nach dem Backen herausklopfen konnte. Dann wurde der Mittelteil des Roellchens mit Eiweisschaum gefuellt, fertiggebacken und wieder mit Staubzucker bezuckert.

Die Punschkrapfen des Kny Toni waren die Besten, auf die ich mich (auch heute noch) erinnern kann. Schon die Herstellung war ein Erlebnis. Und auch da habe ich, als ich etwas aelter war, manches Mal mitgehelfen duerfen. Zuerst wurde eine Schichte Teig gebacken, in halbzentimeter dicken Schichten, eine Art Zwiebackteig. Dann wurde der untere und der Deckenteil in 5-6 cm grossen runden, identisch grossen Stuecken ausgestochen. (der

Rest wanderte wieder in die beruehmte Lade mit den Ueberbleibsel der Cremeschnitten gegeben). Dann wurde der Punschkrapfen "gebaut". In einem Roehrrchen wurde zuerst das untere Stueck hineingelegt, dann die Fuellung und dann der obere Teil. Schliesslich wurde das halbfertige Punschkrapferl herausgestossen und es war bereit, die warme rosarote Zuckerloesung fuer den Ueberzug zu empfangen. Nach dem Abkuehlen des Ueberzugs wurde das Punschkrapferl in eine passende weisse Papiertuete gesetzt und alle Punschkrapferl gingen dann ins Geschaeft.

Wie schon gesagt, war das wichtigste des Punschkrapferls die Fuellung. Jetzt kam die schon genannte Lade zur Bedeutung. Der Ladeninhalt musste eine gewisse Trockenheit haben. Dann wurde alles in einer Reibmaschine zusammengerieben, noch irgendwelche anderen suesse "Abfaelle" und Geschmacksstoffe zugegeben, besonders Rumessenz und die Fuellung war fertig.

Ich habe den Onkel Kny nie gesehen, wie er die Knie-Scheiben machte. Sie waren eine Art Kokosbusserln ca 10-12 cm Diameter und 2-3 cm hoch . Die untere Haelfte hatte einen Schokoladebezug und oben stand "Knie-Scheibe" mit geschmolzener Schokolade geschrieben. Der Kny Toni, der sehr bekannt und beliebt in Traiskirchen war, hat betont, dass das Knie, eine besondere gute Werbung fuer den Verkauf der Kniescheibe war, weil ja viele Leute, speziell aeltere, Scherereien mit der Kniescheibe hatten. Der Kny Toni ist am Wochenende von Heurigen zu Heurigen gewandert um seine Waren zu verkaufen, wie ein Hausierer, mit einem am Bauch angeschnallten Tragerl als Warenhaus, dessen Hauptattraktion die Knie-Scheiben waren.

Als ich schon ca. 10 Jahre alt war, durfte ich auch bei der Herstellung des Gefrorenen helfen. Das wurde im Keller gemacht und ich erinnere mich besonders auf das Gefrieren des Zitronensafts zum Zitroneneis. Das Zitronen Eis war das beliebteste im Kny Geschaeft. Der Onkel Kny hat die Zitronen selbst gepresst und die entsprechenden Zutaten, wie Zucker etc, dem Saft beigegeben und dann begann das Frieren. Im Keller hatten wir einen primitiven elektrisch betriebenen Apparat, der mit einem Riemen an einen rostfreien Kessel, der ca. 10 Liter fasste, angeschlossen war. Der Kessel hatte in der Mitte einen Stab der am Kesselboden in der Mitte innen angeschweisst war, und dieser Stab war an die "Maschine" angeschlossen. Der Kessel wurde in eine Mischung von Eis und Kochsalz eingetaucht, die ca -15 Temperatur produzierte. Dann wurde der "Zitronensaft" in den Kessel gegeben. Sobald die Mischung fuer das Gefrorene zu frieren anfang, musste man mit einer grossen Holzspachtel manuell die frierende Mischung von der

Wand des Kessels herunterloesen, und umdrehend mischen, waehrend der Kessel rotierte. Das war gar nicht so einfach, speziell nicht fuer einen ungeduldigen Buben. Auf diese Weise produzierte man im Kny-Keller homogenes Gefrorenes ohne groessere Eiskristalle. Es war meine Aufgabe, wenn ich gefragt wurde, "das Eis zu machen", die Holzspachtel fachgemaess zu verwenden .

Das Gefrorene wurde im Kny Geschaeft in Tueten dreier Groessen verkauft. Das Gefrorene wurde mit einer, kleineren Holzspachtel von dem gekuehlten, irdenen zylindrischen Gefaess auf die Tueten geschmiert. Das Kny-Eis wurde nicht in Kugeln serviert. Es gab auch Eis in einem Papierbehaelter mit einem Holzloeffel. Das war groesser und fuer die meisten Kinder zu teuer.

### **a. Spielen**

Ich war mit mehr als 30 Schuelern, Maedel und Buben in der Traiskirchner Volksschule. Viele Freundschaften wurden dort geschlossen. Ich bin noch immer in Kontakt mit einem Dutzend meiner "Erstklasslern". Leider sind einige nicht mehr unter uns. Wir werden eben aelter. Dann wurde ich schulbedingt von meinen Freunden nach der vierten Klasse distanziert. Ich ging in der Oberrealschule in Baden, und ich hatte andere Buben in der Schulklasse, mit denen ich Freundschaften schloss. Aber zum Spielen waren wir Traiskirchner noch immer beieinander, da ich ja in Traiskirchen wohnte und "nur" nach Baden in die Schule ging.

Mit meinen Freunden und fuer unser Spielen waren wir immer "auf der Had". Die "Had", Heide, war hinter dem Stadtpark, wo direkt dahinter die Aspangbahn vorbei fuhr. Ich erinnere mich immer im Detail daran, da ich ja in der Luydererstrasse wohnte, die direkt zum Eingang des Stadtparks fuehrte. Das Prinzip war, passt ja gut auf den Zug auf, er kann jederzeit kommen, und Die Bahngleise der Aspangbahn waren nur 10 Meter weit vom hinteren Stadtparkausgang entfrent. Hinter dem Stadtpark war ein offenes Feld, scheinbar der Gemeinde gehoerend, mit einem Haus, das verschlossen war, aber unbewacht und unbenutzt war. Das war die "Banahuettn". Als Buben hatte man uns gesagt, dass dort die Knochen von Tieren oder moeglicherweise sogar von unbekannten Menschen untergebracht waren. Wir waren zwar entsetzt und einige von uns fuerchteten uns, aber keiner von uns wagte es, hineinzuschauen oder zu versuchen, die Tuer aufzumachen (aufzubrechen?).

Aber der Boden um diesen mysterioesen Haus hatte keinen Rasen, nur gestampfte Erde. Das war der Platz fuer unsere Spiele, die Had.

Was gab es da alles fuer Spiele? Vom Hudlpoelzen zum Anmaeuerln und vom gewoehnlichen Kugelscheiben zum Messerltappen (toppen), auch Messerlschupfen genannt, dann auch das Spiel: "Zur Kuchl zur Kuchl, de Knedl san hass". Das Kreuzerlschupfen war gewoehnlich fuer die Aelteren, die Erwachsenen, die Arbeitslosen, vorbehalten. Da ging es manchmal ganz wild und lustig zu, wie mich vor kurzem mein Freund, der Schloegl Franz, vor kurzen noch erinnert hat.

*Fussball:* Das Beste war natuerlich das Fussballspielen, auch Balaestern genannt. Als ich in Baden in die Schule ging, war das Fussballspielen fuer mich in Traiskirchen eine spezielle Feinheit. Im Gymnasium war das Fussballspielen wegen moeglicher Rohheit verpoent, es war zu plebaeisch; man spielte in der Schule nur Handball (mit einem kleineren Ball) aber auf dem Fussballplatz, ohne Rasen. In der Biondeckgasse hatten wir kein Gras, nur die Erde auf dem Platz.

Daher, zuhause "zurueckgekehrt" nach der Schule, waren meine Traiskirchner Freunde da, um dem Umwesen des fehlenden Balaestern ein Ende zu machen. Die Strassen entlang kamen die Freunde um ein Team zusammenzutrommeln. Es musste nicht immer ein Fetzenball sein, der die Gemeinschaft zusammenhielt. Manchmal hatten wir oder einer von uns, einen Gummiball oder sogar einen richtigen, aber alten, abgewetzten Fussball aufgetrieben; den musste man aber richtig aufpumpen. Das war der Hoehepunkt unserer Aktionen.

Normalerweise spielten wir im Sommer blossfuessig. Als wir mit Schuhen spielten, und einmal einer von uns richtig "anriss", platzte der Gummiball – eine Katastrophe. Ein Lederball oder etwas, das man heute bei Ligaspielen oder den Weltmeisterschaften sieht, war Zukunft, wir lebten in einer gluecklichen Steinzeit, ohne Erfolgszwecke, nur zur Hetz.

Ich haette mehr spezifisch sein sollen mit unserem Fussballspielen. Natuerlich gab es keine Tore oder Torstangen. Als Torpfosten diente ein Kappel oder eine Jacke, ein Hemd, oder sogar ein Schuh oder wenn man einen hatte, ein Socken. Durch solche Feinheiten angespornt, war der uebliche Streit, Wattleien, offensichtlich. Ob der Ball "drin", im Tor war oder ob ein Tor erzielt war oder nicht, nahe der "Stange", war oft problematisch. Ob das Goal galt oder nicht, wurde oft mit unnoetigen Faustgefechten entschieden. Der



Staerkste, wie immer, hatte Recht, er gewann. Maedel gab es nicht, die hatten Ihren eigenen Klub und waren auch unerwuenscht bei uns Buben.

Wenn nicht genug Buben da waren zum einem richtigen Fussballspiel, mit zwei Mannschaften (dazu benoetigte man mindestens 5 Buben per Team) wurde auf ein Tor gespielt. Ein Tor mit einem Tormann ein paar Verteidiger und dagegenspielend eine Angriffsmannschaft – von der “anderen” Mannschaft gestellt. Dieses Spiel wurde von 3-5 Buben auf jeder Seite gespielt. Die Qualitaet des "Ausschusses" des Tormanns war besonders wichtig bei diesem Spiel. Spaeter will ich vom persoenlichen Training fuer meine Fußballambition berichten.

*Hudl-poelzen:* Ein besonders interessantes Siel war das Hudlpoelzen. Zuerst ein paar Kommentare zum Hudlpoelzen. Uebrigends hat mir mein Freund, der Kautz Rudl, vor 15 Jahren die Geraete zum Hudlpoelzen geschickt: Einen Hudl und zwei Stoecke zum Schlagen, die er selbst geschnitzt hatte von schoenen Birkenzweigen. Auch der Hudl war selbstgeschnitzt.



*Kautz Rudi's persoenlich geschnitztes Hudlspiel von 1989*

Franz Schloegl hat in den Heimatkundlichen Nachrichten von Traiskirchen, in der Folge 42 (Februar 1984) und in der Folge 60 (Jaenner 1986) von den Spielen frueherer Zeit berichtet, das mir vor kurzem bekannt wurde. Es steht viel mehr darueber, als ich hier berichte. Ich erzaehle ja nur ueber die Spiele, die ich selber gespielt habe und in den Varianten in den ich sie gespielt habe. Auf den diversen Spielplaetzen von Traiskirchen waren ja die Spiele und in den Spieluebereinkuenften leicht verschieden. Auch hier gewann der Staerkste, oder der Wiffste.

Das offizielle Hudlpoelzen, wurde folgenderweise gespielt. Der Hudl konnte zwei gespitzte Enden haben, nach Franzens Beschreibung, Ich habe nur mit einem einseitig geschnitzten, und nur manches Mal mit einem gespitzten Hudl gespielt. Wir hatten nur mit einem zweigespitzten Hudl, wenn wir ihn, den Hudl, in die Erde stecken mussten, weil der Grund zu uneben war. Wenn es

flach war, brauchte man den zweiten Spitz nicht. Ich habe nur mit einem Hudl mit einem einspitzigen Hudl, gespielt, siehe Bild. Der Schlaeger, meist aus einem Birkenast) konnte laenger oder kuerzer sein. Franz vergleicht den Schlaeger mit einem Tischtennisschlaeger ich mit einem Baseball oder Cricket-Schlaeger. Hudlpoelzen war natuerlich nicht Baseball, das kannten wir ja nicht, aber es hatte etwas Gemeinsam mit dem Baseballspielen.

Im Zusammenhang mit Schloegls und Bieglers Beschreibung und Kautz Rudls speziellen persoelichen Geschenk, muss ich noch folgendes dazu sagen. Als Bub, hatte ich einen persoelichen "Hudl". Mein Vater hatte beim Kopp Tischler fuer mich einen schoenen Hudl aus Papperholz gedrechselt. Ganz gerade mit einem halbrund endenden Kopf. Dieser gedrechselten Hudl, war fuer mich beim Hudlpoelzen, wie beim Kugelscheiben die Glaskugel des Ferschner Friedls, etwas aussergewoehnliches, ungewoehnliches und ungeheuer Wertvolles – und es war MEIN Hudl !

Dann kommt das "Anmaeuerln" und das wirkliche Kugelscheiben. Ich war nie ein richtiger guter "Anmaeuerler". Deswegen kann ich mich wirklich nicht sehr gut daran erinnern. Ich glaube, ich habe wenig zu der Gruppe der "Anmaeuerlers" gepasst; obwohl ich dabei war, war ich mehr ein Kibitzer.

*Kugelscheiben:* Beim Kugelscheiben war ich wirklich daheim. Das Kugelscheiben besteht darin, dass die Spieler alternierend von einer mit einjem geritzten Strich festgelegten Positionen ihre Kugeln werfen. Unser Hof in der Luydererstrasse war ideal fuer die kleineren Partien, im heutigen Sport wuerde man "Unterliga" dazu sagen.

Ich beschreibe den Spielplatz in unserem Haus genau. Der Mittelhof war Erde, festgestampfte Erde. Kein Unkraut, kein Grasblaettchen, fast quatradtisch mit einem Rand von Ziegeln umgeben. Der Erdeteil war ca. 5 m im Quadrat, nicht ganz im Quadrat.

Wie heute auf Golfplaetzen, wo man die, in einer von Tournament Direktor bestimmten Stelle, vorgesehenen Loecher sticht, so auch damals beim Kugelscheiben. Mit dem einen Unterschied; man musste ein Grueberl selbst machen an der bestimmten Stelle des Spielplatzes, aber man tat es meist mit dem rotierenden Schuhabsatz. Der Hausherr oder der Staerkste hatten das Vorrecht der Wahl. Falls man blossfuessig spielte, brauchte man ein kleines Schauferl, um das Grueberl zu stechen. Die Linie des Spielbeginns hatte einen geritzten Strich der beim Wurf nicht ueberschritten werden durfte, vorbeugen durfte man sich. Wenn man uebertrat, wurde man zum Ende der

Spieler verbannt. Der auserwaehlte Spieler begann und warf seine Kugel gegen das Grueberl, jeder der Reihe nach, wenn es noetig war, wurde der Wurf wiederholt.

Von der Spielordnung her, war die Spieldistanz so weit, dass es fast unmoeglich war in erster Distanz ins Gruebchen zu treffen. Wenn es dem Spieler gelang, ins Gruebchen zu treffen, hatte er das Spiel in seiner Hand. Er konnte sofort die anderen Kugeln "einkassieren", beginnend mit der dem Grueberl am naechsten liegenden Kugel.

Sobald die Sequenz des originelles "Wurfs" zu Ende war, und niemand das Gruebchen getroffen hatte, begann das Spiel. Es begann mit der Kugel des Spielers der die Kugel mit der naechsten Entfernung vom Gruebchen hatte. Es begann mit der am weitesten entfernten Kugel. Er war seine Verpflichtung, die Kugel ins Gruebchen zu bringen, wenn er nicht konnte, kam der mit der naechstweiteren Entfernung vom Gruebchen zum Zuge, die Kugel ins "Loch" zu bringen. Es war nur erlaubt einen richtigen Stoss mit dem gebeugten Mittelfinger zu machen. Langes Halten mit dem Mittelfinger war nicht erlaubt und wurde genau beobachtet und kritisiert. Wenn der Spieler es nicht schaffte, die Kugel ins Grueberl zu bugsieren, dann kam der naechste Spieler daran – bis einer die Kugel in das Grueberl brachte. Diesem Spieler war es nun erlaubt, so viele Kuegerl er konnte, in Grueberl zu schupsen. Natuerlich begann es mit dem Kuegerl am naechsten zum Grueberl. Das war aber nicht immer der Fall. Beruehren einer Kugel mit einer rollenden Kugel war verboten; auch das Beruehren einer Kugel weder mit dem Finger, ausser mit dem Spielfinger (meistens der Mittelfinger) oder mit der zu spielenden Kugel vor dem Spiel war verpoent.

Manches Mal war eine ferner gelegene Kugel freier gelegen und besser zum Spielen. Diese Kugel zu spielen, war erlaubt. Manches Mal war das Gruebchen zu flach oder zu klein gemacht. Wenn es dann mit den Kuegerl gefuellte war, und kein Platz im Grueberl fuer eine weitere Kugel war, dann durfte der Spieler (nach Vereinbarung und gelegentlichen Streit) das Grueberl leeren und der Spieler konnte weiterspielen. Das war oft der Fall, wenn zu viele Buben im Spiel waren.

Dann gab es noch Wattlereien, beim Spielerwechsel, wessen Kugel am weitesten war und noch einige Feinheiten des Kugelscheibens. Sobald der Spieler einen Fehler machte und die naechste Kugel nicht in Grueberl hineinbrachte, dann kam der naechste Spieler zum Spiel. Das Grueberl wurde geleert, alle Kugeln dem Gewinner gegeben und der Naechste, dessen Kugel

die weiterste war, uebernahm (wie beim Billiard) das Spiel. Jeder Bub hatte natuerlich ein Sackerl fuer seine Kugel, mit einem Schnuerl zum Zuziehen.

Aber das sind nicht die ganzen Feinspitzigkeiten. Das Spiel wurde fuer uns "Armen" mit den kleinen Kugeln gespielt, die braeunlich bemalt waren und einen ca. 1 ½ cm Durchmesser hatten. Aber dann kamen die reichern Buben, wie der Ferschner Friedl, der hatte auch Glaskugeln. Die waren schwerer und besser zu kontrollieren. Aber sie waren auch 10 Mal so wertvoll. Eine dieser guten mit einer einfachen, billigen zu erhaschen, war eine Festivitaet. Uns armen Schlucker mit viel mehr Erfahrung, waren darauf aus die Glaskugeln, die wir haben wollten, zu erhaschen, und es gelang auch oft. Und in erfahrenen Haenden waren die Glaskugeln unersetzlich. Der Schloegl Franz erinnerte mich in seinem Artikel uebers Kugelscheiben, dass manche Kracherlflasche daran glauben musste. Die hatten ja als Verschluss eine Glaskugel die, an die Gummidichtung gepresst, der Verschluss der Kracherlflasche war. – aber diese Flasche war meistens gestohlen oder "gefunden".

Wie lange habe ich in meinem Hof praktiziert, mit verschiedenen Stellungen des Grueberl, um den zukuenftigen Spielplatz genau zu kennen. Die meisten kleineren "Turniere" waren ja fuer unseren Hof geplant. Es ist so wie beim Fussball: Die Austria hat auch lieber im Wiener Stadium gespielt, im Prater, als in Huetteldorf, am Rapidplatz – und ich hatte zu Hause trainiert.

*Zur Kuchl, zur Kuchl, de Knedl san Hass::* Ich weiss nicht einmal den richtigen Namen dieses Spiels, aber es ging so: In einem Grueberl wurde ein Gummiball mit einem Durchmesser von ca. 15 cm gelegt. Die Buben standen im Kreis herum, der Kreis war in die Erde gekratzt. Einer, der Buben, der Anfuehrer, rief "Zur Kuchl zur Kuchl, de Knedl san hass !" was natuerlich heissen sollte, es ist Zeit zum Essen: Zur Kueche, zur Kueche, die Knoedel sind heiss, dann gab jemand das Zeichen, alle Buben stuertzten zum Ball, um ihn zu erhaschen. Nun warf der, der dem Ball erwischte, den Ball auf einen Spieler und der Getroffene musste ausscheiden. Da gab es vielerlei zu diskutieren, zuerst den Anfuehrer auszuwaehlen, dann die Entfernung des Kreises vom Ball zu bestimmen, der Kreis musste gezogen werden, und gerade, ohne Schwindeln. Den kleineren Buben wurde ein kleiner Kreis erlaubt und gezogen. Man wollte ja viele Buben zum Spielen bewegen und ihnen gleiche "Rechte" einraeumen.

Am Ende blieb ein Bub ueber, der Sieger!

Fuer die mehr robuste und professionelle Variante des Spiels was das "Fangen" erlaubt. Der Bub angeschossen worden war, und der gefangen hatte, konnte einen anderen Buben "abschiessen" und blieb im Spiel. Die Probleme und das Schwindeln waren gelauefig. Uebertreten des Kreises, war noch das geringste, dann gab es noch das Draengen, Haxlstellen und wenn einer leicht verletzt war, entweder wirklich oder vorgetaeuscht, die Rehrerei !

Dann war noch das Spiel: *Messerlto(a)ppen*, auch *Messerlschupfn* genannt, Es war sehr elegant, aber es bedurfte viel Praktizieren und Finesse. Fuer das Messerltoppen brauchte man nur eine gute Hand und einen Taschenfeitel. Ein klappbares Taschenmesser, das nicht zu schwer war und die rechte Groesse hatte; spitz aber nicht zu spitz und ja nicht zu scharf (man brauchte es ja spaeter fuer den Gspraunzten). Es musste gut in der Erde stecken bleiben, daher konnte man das Messerlschupfen nur spielen, wenn die Erde nicht zu trocken oder zu gatschig war. Das Messer musste immer gerade in der Erde stecken. Der Winkel des Steckenbleibens, wie war die Gerade, war Grund von Debatten und sogar kleinen "Watteleien". Auf der Wiese zu spielen, war auch interessant; es bedurfte weiteres Gefuehl im Spielen.

Jeder Spieler spielte allein durch eine vorgeschriebene Sequenz. Falls der Spieler eine der verlangten Feinheiten nicht erreichte, kam der naechste Spieler dran. Manches Mal spielten wir es so, dass der erfolgreiche Spieler wiederholen durfte; er erhielt speziellen Trophaeen – naemlich nichts.

So ging es: Die erste Handlung war einfach und wurde wiederholt. Der Spieler hielt das Messer in seiner Hand zwischen Daumen und (Mittel)Zeigefinger Mit einer Distanz von ca. 10 cm vom Boden wurde das Messer in die Erde projiziert (a). Wenn es stecken blieb in gerader Richtung, kam die naechste Stufe. Auf die Hand gelegt, mit ausgestreckten Fingern wurde das Messer, mit seiner Spitze einige cm ueber den Mittelfinger hinausragend, aus der ausgestreckten Innenseite der Hand gegen den Koerper drehend geworfen, sodass es in der Erde – gerade, nicht irgendwie schief, steckte. Auch der Winkel des "Steckenbleibens" war Grund endloser Debatten. Wem diese Prozedur gelungen war, wurde (a) wiederholt. Dann wurde die Hand nun mit der Hinterseite nach oben und dem Messer auch genauso ueber den Mittelfinger hinausragend, auch wieder gegen den Koerper zeigend, drehend geworfen. Wenn es wieder glueckte, wurde (a) wiederholt.

Jetzt wurde es etwas komplizierter und bestand aus drei wiederholten Handlungen. Eine Faust musste gemacht werden. Mit den Fingern der Faust der Faust nach oben, wurde das Messer in die Faust gelegt. (Halten mit den

Fingern war nicht erlaubt, nur loseliegen musste der Feitel) Die Messerspitze war zur rechten Seite des Daumens. Trotzdem musste man das Messer gut balanzieren in der "inneren" Faust. Diese Position mit dem Messer in der Faust wurde durch eine rasche Wendung nach links in den Boden gestossen. Dreimal musste man es machen. Wieder wurde a.) wiederholt.

Jetzt kam das Kroenungspiel des Meesernschupfn: der Gspraunzte ! Zwischen ausgestrecktem Daumen und gekruemmtten Zeigefinger wurde der Taschenfeitel gehalten. Der "Gschpaunzte" ging folgendermassen Das Messer wurde zwischen Daumen (Klinge fuer eine Rechtshaendigen nach links) und Zeigefinger (vorne) gehalten mit der Klinge in die linke Richtung und dann das Messer in einer Torsionsdrehung in voellig gerader Position in die Erde geschleudert. Das bedurfte langes "Probierens". Zum Ende wieder eine Wiederholung von (a).

Es gab da noch eine Variation des "Gschpaunzten". In diesem Fall wurde das Messer wieder zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten, aber diesmal der Daumen links und der Zeigefinger rechte, die Klinge vom Koerper weg. Wieder wurde der Torsionswurf gemacht. Und wenn es gelang, waren alle gluecklich.

*Fussball:* Im vorigen Kapitel haben wir von den Spielen mit Freunden meiner Jugend gesprochen, Spiele mit einem oder ein paar Buben aber mehr oder wenig Spiele von oder mit einzelnen. Was mehr organisiert waren Teamsporte wie das Fussballspielen, in unserer Qualitaet des Spielens "Balaestern" genannt. Ja, wir haben mit dem Fetzenball, mit allen Varianten wie mit Gummibaellen, bis zum wirklichen Fussbalball Ball, fussball gespieltgespielt. Laengere Zeit haben wir mit einem dunkelrosaroten Gummiball, fast der Groesse eines richtigen Fussballs gespielt. Aber auch der Fussball hatte zwei Kategorien, Die zum Aufblasen - da gab es einen inneren Gummiball - wie der Schlauch beim Fahrrad der einen Gummiinsatz trug, den man aufblasen konnte. Er hatte eine Naht die mit einer Lederschnur zusammengehalten war, und die man zuschnuerte wie einen Schuh mit einem Schnuersenkel. Ich hatte einen solcher Baelle und liebte ihn, aber wie bei allen Baellen dieser Zeit, die Luft ging bald aus, und man musste wieder aufpumpen und zuschnueren.

Die andere Art des richtigen Fussballs hatte ein Ventil, sodass man mit der Fahrradpumpe aufblasen konnte. Es wurde erst eingefuehrt, als wir schon aelter waren.



Jetzt komme ich von meiner Jugend ab. Viele Jahre spaeter als ich eine Familie und einen Buben, namens Eric hatte, fuhren wir auf einen Geschaefts-Reise, bzw. in den Ferien, nach Europa und lamen auch nach San Sebastian in Spanien. Es muss um 1963/64 nach Schulende gewesen sein.

In Spanien konnte man damals sehr billig Schuhe kauften. Unser Sohn war etwa 6 bis 7 Jahre alt und hatte ein gutes Zeugnis nach Hause gebracht. Und wir erstanden ihm einen schoenen Fussball (mit Ventil.

Dann kam der Ball mit einem Ventil und wir wussten, dass der Luftdruck dieses Balles nicht mehr als 9 Pfund haben durfte. Die Radpumpe war eine Loesung, aber wir, der Eric und ich, wussten es besser. So gingen wir zur Tankstelle und fragten: "Koennen Sie uns verlaesslich den Ball aufblasen ? Der Luftdruck fuer den Ball darf nicht mehr als 9 Pfund sein". Sagte der Mann in der Tankstelle: "Glauben Sie, ich wuesste nicht genau, was sie brauchen, verlassen sie sich auf mich. Warum sollte ich nicht den Ball auf genau 9 Pfund aufzublasen koennen.? Ich wusste, dass der Druck der Reifen fuers Auto damals 26-28 Pfund betrug. Ich sagte nochmals: "Koennen Sie das umstellen auf genau 9 Pfund "? – "Kein Problem, sehen Sie her, es ist schon getan. Gleich werden Sie sehen, wie gut der Ball funktioniert". Aber der "Erfolg" war dramatisch. Als er den Luftdruck einschaltete, explodierte der Ball in tausend Stuecke. Dieses Erlebnis war fuer meinen Sohn nicht nur erschreckend, sondern auesserst dramatisch, das Vertrauen in seinem Vater war zum Teufel, er glaubte die Welt ging unter – und so war es auch fuer ihn, der geliebte Ball den er so sorgfaeltig in San Sebastian ausgesucht hatte und dann von Spanien nach Hause gebracht hatte, inklusive der Zollerklaerung, war voellig zerstoert – Wir haben den Waerter der Tankstelle kein Trinkgeld gegeben.

Jetzt komme ich wieder zurueck zu meiner Zeit und dem Fussball. Das war die Zeit, als Oesterreich das Wunderteam hatte mit Stroh, Sindelar und Jerusalem in der Sturmmitte, und Hiden im Tor und mit Adamek, Pekarek (von Rapid) und Nausch im Mittelfeld. Das war etwas fuer uns Kinder zu bewundern. Als ich 6 Jahre alt war, und gerade die Masern mit hohem Fieber hatte, habe ich das Spiel Oesterreich-Spanien, gespielt in Madrid, gehoert, mit Willy Schmieger am Mikrophon. Aber Oesterreich gewann 4:3. Das Radio war nur ein "Quarz-Kristall", das dauernd eingestellt werden musste.

So hatte man etwas nachzueifern, gut Fussballspielen zu lernen und so habe ich angefangen zu "trainieren". Wir hatten keine Bubengruppen mit denen wir

regelrecht zusammenhingen. Die jungen Bauerjungen mussten zu Hause helfen und waren nicht oft zur Verfuegung. So musste ich etwas finden, dass ich allein spielen konnte und habe angefangen mit einem Tennisball fussball zu spielen. Eines der wichtigsten Aspekte war, Ballkontrolle zu lernen, das ist ja das Wichtigste beim Fussball..

Wie schon gesagt, hatten wir einen Hof (in Wanekhaus) mit einem Ziegeldach, das hatte ein meterbreites Ende aus Zinkblech und eine Dachrinne. Ich hatte einige Tennisbaelle ergattert. Mein Training begann.

Ich warf einen Ball auf das Dach, liess ihn herunterhuepfen versuchte, den Ball volley aus der Luft zu "uebernehmen". Manches Mal liess ich den Ball aufhuepfen und dann uebernahm ich ihn entweder mit meinen linken oder rechten Fuss. Und zwar war es nicht nur "der" Fuss, sondern ich gewoehte mich daran, entweder den rechten (meinen Bevorzugten als Rechtshaender) oder den linken zum Schiessen zu verwenden. Als ich nach einigen Monaten, gelernt hatte den Ball zu kontrollieren und entweder links oder rechts zu schiessen zu koennen, begann ich mir "Tore" zu bauen. Was besonders intrigant war, sich im letzten Moment zu entscheiden ob man rechts oder links schiessen wuerde.

Da der Ball vom Ziegeldach herunterhuepfte, musste man Tore finden, in die man den Schuss lenken konnte. Zufaelligerweise war das Schupfntor ideal fuer den Schuss mit dem linken Bein. Man konnte mit offener Tuer oder geschlossener spielen. Wenn geschlossen, sah man den schoenen dunkelgruenen Anstrich, (das glaenzende Gruen mit Oelfarbe gestrichen war damals Usus) die dunkelgruene Oelfarbe fuer Tueren. Da der Ball immer staubig oder schmutzig war, sah man an der Tuer, wo man getroffen hatte.. Sogar unser Tisch im Hof und die Bank waren mit derselben gruenen Farbe gestrichen. Es war natuerlich letztlich besser die Tuer offen zu halten, so sah man genau ob der Schuss ins Goal ging.

Die andere Seite war fuer den Rechtsschuss. Es hatte als Torpfosten den Nussbaum, den Steinnussbaum. Auf der anderen Seite wurde ein Rechen oder ein anderes Gartengeruet mit einem Stiel hingelehnt. Es wurde genau gemessen dass die beiden Tore die gleiche Breite hatten.

Ein Problem war die Dachrinne. Manches Mal rollten die Baele, und huepfen nicht, wenn sie den zinkblechernen Teil des Daches erreicht hatten und landeten in der Dachrinne. Nachdem ein paar Baele verloren gegangen

waren, musste der arme Vater die Leiter herausholen und die Balle aus der Rinne herausholen.

Eine interessante Episode moechte ich noch zu erwaehnen. Trotz der vielen Hausarbeit und der Arbeit, mir beim Lernen beizustehen, hatte meine Mutter auch manchmal das Beduerfnis mit mir im Hof zu spielen. So engagierte ich sie beim Fussballtraining, nur mit dem Gummifussball der richtigen Groesse, der normalerweise fuer die Had vorgesehen war. Mit der engagierten Mutter habe ich diesen Ball eingesetzt. Mama hatte absolut kein Ballgefuehl, aber sie wollte mit mir spielen und es ging auch meistens recht gut. Bei diesem Spiel hatte sie die Gartenschuhe an. Sie spielte immer im Goal des Schupfntores.

Einmal wurde meine Mutter uebereifrig und da sie ja ziemlich unkontrolliert in der Ballbehandlung war, traf sie den Ball mit dem Spitz mit voller Wucht. Der Ball segelte weit ueber die Planken zum Gruberhaus und mit voller Wucht ins Kuechenfenster. Die Fensterscheibe brach natuerlich und es war alles peinlich. Zuerst kam die Entschuldigung. Natuerlich musste ich die Verantwortung uebernehmen, und habe es auch gerne getan. Ich schwor, dass ich den Ball in voelliger Ueberbegeisterung ueber die Planke ins Gruberhaus geschossen haette - es war die beste Loesung. Ich wurde zum schlamperten und verantwortungslosen Buben gestempelt, das Fenster wurde vom Glaserermeister Schmid eingesetzt und verkittet. Ich musste mich nochmals entschuldigen und das Verhaeltnis mit den Gruber war auf ein paar Wochen eisig. Hier sehen wir Mama vor dem Schupfntor, von dem sie das Gruberhaus "beschossen" hatte".



*Mama vor dem Schpfntor*

Ich habe uebrigens auch das Koepfeln mit dem Tennisball trainiert. Anstatt mit dem Fuss zu schiessen, habe ich den vom Dach herabhuepfenden Ball

ganz einfach nach links oder rechts zu koepfeln gelernt - die Tore waren die gleichen.

Trotzdem habe ich Fussballspielen gelernt, nicht sehr gut, aber gut genug. Ich wollte ja kein Fussballspieler werden, sondern auf die Universitaet gehen. Spaeter habe ich auf der Universitaet Wien fuer die Chemiemannschaft als Zenterhalf im Universitaetsturnier gespielt. Sogar gegen den frueheren Austriaspieler, der am linken Fluegel auch fuer die Nationalmannschaft gespielt hat, Dr. Schlaeger. Er hatte fuer die Veterinaer Universitaet, wo er Student war, gegen uns gespielt und dem Rapidler Musil, der in der Nationalmannschaft, manchmal im Tor spielte. Er spilete fuer die Mediziner. Ich habe spaeter in den USA auch fuer die Universitaet Michigan gespielt und habe sogar in Ann Arbor MI bei Universitaetsspielen "geschiedsrichtert".

Manche Beschaeftigungen, die wir als Kinder hatten, waren sogar Verpflichtungen. So zum Beispiel, ich weiss nicht wie alt ich war, hatte ich eine solche Verpflichtung. Ich weiss nicht mehr genau, ob wir damals eine Ziege, eine Gass hatten, die ausgefuehrt werden musste, oder ob ich mit anderen Buben ging, deren Eltern eine Gass hatten, aber ich ging ziemlich haeufig zum Ziegenweiden mit meinen Freunden.

Hinter der Had gab es einen Gemeindegrund. Dort trafen wir uns Buben, Buben die eine Gass mitbrachten und Einige die allein kamen. Wir lagen im Gras mit einem Strohhalm im Mund oder einen Grashalm, schauten den Schmetterlingen zu und neckten uns gegenseitig. Der Platz unserer Zusammenkunft war eine Wiesenflaeche mit saftigen Gras in der Mitte der Felder hinter der Had. In der Mitte der Wiese war ein Brunnen oder eine Art Brunnen, vier grosse Baeume und wir Buben, drei oder vier, trafen uns dort, wir waren eine kleine "Graetzen". Welch wunderbare Stunden haben wir da mit Faulenzen, Geschichten und Luegen erzaehlend, sich gegenseitig sekkierend, verbracht, wir haben uns alles moegliche erzaehlt und die Natur kennen- und bewundern gelernt.

*Das Nachjagen:* Mein Vater ist jedes Jahr "Nachjagen" gegangen. Das war gegen das Gesetz, aber er tat es trotzdem. Da niemand in Traiskirchen offiziell ein Waffe haben durfte und die Gewehre eingeschlossen waren (es gab ja einen Dorfjaeger) so wurde im Herbst eine oder zwei Treibjagden unter der Fuehrung des Dorfjaegers gemacht, mit Hunden. Alle versiegelten Gewehre wurden aufgeschlossen und die dorfaelteren Jaeger gingen zur Jagd. Besonders beliebt war die Hasenjagd. Es war immer schon kalt und meist im November. Und alle Jaeger schossen und schossen und die Hunde

brachten die erlegten Hasen. Gegen 4-5 Uhr nachmittags ging man heim, um den Erfolg zu feiern (natuerlich zuerst ins Wirtshaus).

Dann kamen die "Nachjaeger". Die hatten kein Gewehr oder sonstige Ambitionen. Aber sie hatten etwas das die anderen nicht hatten. Sie mussten eine Familie ernaehren. Vater war eine dieser Nachjaeger, was natuerlich gesetzeswidrig war. Er kam jedes Jahr mit einem Hasen heim, vorsichtig um die Mitte des Leibes gebunden, dass es ja niemand sah. An einem Jahr kam er im Stockdunkeln freudestrahlend mit drei Hasen zurueck. Und den Markt, den die Mutter machte ! Er hatte ein altes weisses Hemd angehabt und es war voellig blutdurchtraenkt, als er heimkam. Ich weiss nicht, ob Mama das Hemd wegwerfen musste, oder es auswaschen konnte, aber sie bekam bald einen Ersatz vom Herrn Wanek, ein von Wanek getragenes gutes Hemd, nur der Kragen des neuen Hemdes musste etwas ausgebessert werden.

Aber die Hasen waren etwas zum Essen fuer die Familie. Der Balg wurde abgezogen, die Haeute, zum Trocknen gespannt und dem Seidl, der alles Moegliche in Traiskichen sammelte, verkauft. Der Seidl sammelte Haeute und andere Abfaelle. Der Seidl-Sohn ging mit mir in die Volksschule, er ist in der ersten Klasse sitzengeblieben, war daher ein Jahr aelter, aber der beste Raufer, den wir in der Klasse hatten, daher musste man mit ihm vorsichtig sein. Das Fleisch der Hasen wurde in die Beize gelegt (Blut war ja noch genug da fuer die Beize) und der Erfolg der Nachjagd meines Vaters diente uns noch Tage lang als ausgezeichnete Mahlzeit.

Aber zurueck zum Sohn wie Vate ; In Herbst, haben wir Buben Erdaepfel geroestet, die Erdaepfel vom "unserem" Nachjagen. Bei der Erdaepfelernte haben die Bauern ueblicherweise nicht alle Erdaepfel gefunden, speziell die kleinen Erdaepfel, oder vielleicht wollten sie sie gar nicht haben, da sie zu klein waren und haben sie liegen gelassen. Wir Buben mussten schon aelter gewesen sein, denn einer hatte Zuendhoelzer (Strafhoelzel) mit sich. So etwas zu haben, war einem Jungen nicht erlaubt. Aber- wie die Vaeter, so die Soehne, einer, der sich traute, hatte sie eben. Als die Erdäpfel geerntet waren, hatten die Bauern die trockenen Stauden in Bueschel am Feld liegen gelassen und sie hatten die Erdaepfelernte nach Hause gebracht.

Wir Buben aber kamen, am Nachmittag nach der Schule zum Nachlesen. Dann wurden die trockenen Stauden in kleinere Haufen verteilt und angezuendet. Einer der Buben war immer der "Feuermacher", er wusste wie man es macht. Am Ende hatte man einen Haufen heisser Asche, und dort wurden die Erdaepfel (meist kleine) auf einen Spiess gesteckt, gebraten, bis

sie ganz schwarz waren. Was fuer ein Frass! Die Muetter haben sich oft gewundert, wenn wir Buben heimkamen, dass wir nach dem ganzen Nachmittag intensivten Spielens und Herumlaufens kaum Appetit heimbrachten, zum Abendessen.

## **b. Vom Schwimmen**

Das Schwimmen lernen war gar nicht so leicht fuer uns Jungen in den dreissiger Jahren. Die Schwechat war zu seicht, hatte nur einige tiefere Stellen, und es gab kein lokales Schwimmbad. Es existierte das Strandbad in Baden, aber das war zu teuer und man musste mit dem Rad nach Baden radeln und sich sorgen, dass es nicht gestohlen wuerde. Also lernte man nicht schwimmen, wie man es heutzutage ueberall leicht hat. Meine zwei Enkelkinder gehoerten einem Schwimmklub an, seit sie 2 Jahre alt waren, deswegen schwimmen sie heute die 500 m in 5 und 5 ½ Minuten und der Bub in der Maturaklasse seines Internats Deerfield (800 Schueler) war der Kapitaen des Wasserballteams.

Nicht aber der kleine Otto. Es gab ja nur den Ziegelteich gegen Pfaffstaetten und die Schwechat. Der Ziegelteich war sehr gefaehrlich. Auch mein Bruder Leo waere beinahe einmal darin ertrunken. Er konnte schon ganz gut schwimmen aber er kam in eine kalte Quelle (es gab etliche im Teich), bekam einen Krampf und ging unter. Gottseidank hat ihn jemand, der gut schwimmen konnte. herausgezogen.

Ich habe mich erst ins Wasser getraut, als ich schon in die Oberschule in Baden ging. Da hatte ich zwei Freunde, den Heinz Wogrinetz und den Leopold Stumvoll. Beide lebten in der Waltersdorfer Strasse in Tribuswinkel. Das Stumvollhaus war immer voller Leute, Nachbarkinder, und Freunde seiner Geschwister. Das Haus grenzte an die Schwechat, nahe der Tribuswinkler Bruecke. Nahe der Bruecke war eine tiefe Stelle in der Schwechat, vielleicht 10 m lang und 5 m breit und 3 m tief. Da ich nicht schwimmen konnte, traute ich mich nicht hinein. Aber man sagte mir: "Du musst es probieren, Du kannst schon heraus, zumindest mit einer Art Hundskrabbeln". Da ich zu feig war selbst hineinzugehen, hat man mich hineingeworfen – und ich ging unter.

Irgendwie bin ich herausgekommen. Aber ich habe erst viel spaeter in Wilmington im Melanol Schwimm Club halbwegs gut schwimmen gelernt – natuerlich nur ein primitives Brustschwimmen. Das war viel peinlicher, da ja alle Mitglieder meiner spaeteren Familie in Amerika, am Meer in Sag Harbor

L.I. aufgewachsen waren und alle ausgezeichnete, wirkliche, Schwimmer sind.

Noch eine Schwimmgeschichte. Ich hatte frueher erwaehnt, dass es schwer war, ins Badner Strandbad zu gehen, da es zu teuer war. Nun ein paar Mal ist er uns Buben doch gelungen ins Strandbad hineinzukommen, vielleicht sind wir ueber die Planke gestiegen, aber eine Kabine hatten wir nie gemietet zum Umziehen, wir haben uns irgendwie hineingewurstelt, und sind im Sand auf dem Handtuch gelegen. Das Badner Strandbad war fuer die 1926 Schwimmweltmeisterschaften erbaut worden (ich weiss nicht einmal, ob sie je stattgefunden haben).

Das Schwimmbad hatte eine 100 m Bahn zum Schwimmen (heute sind alle offiziellen Bahnen 50 m). Am Ende der 100 m Bahn war ein 10 Meter hoher Sprungturm, der auch Moeglichkeiten fuer Spruenge aus 3 m, 5 m und 7,5 m Hoehe hatte. Ich konnte damals schon gut genug schwimmen, um herauszukommen. Wie Buben sind, hat man mich ermutigt, es zu probieren, mit den ueblichen Parolen: "Feigling, Du traust Dich nicht, Du traust Dich ueberhaupt nie, etwas Ordentliches zu tun, Du Streber"!

Also wagte ich es, aber nicht vom Dreimeterbrett sondern sofort vom 7.5 Meterbrett. Ich hatte die Leute schon lange beobachtet, wie man es macht, wie ein Schwan vom 7.5 Meterbrett zu segeln, und glaubte es zu koennen. Ich begann der Flug, aber in der Mitte bekam ich Angst und zog die Beine an den Leib. Der daraus resultierende Bauchfleck war beachtlich und mein Vorderteil war viele Tage tiefrot. Ich bin nie mehr vom Sprungbrett gesprungen, doch hin und wieder bei Melanol, Kopf voran wo es erlaubt war, ins Wasser gesprungen, obwohl ich lieber die Stiegen ins Bassin gestiegen bin.

### **c. Im Winter**

Der organisierte Sport, und der Wintersport waren in Traiskirchen der 30iger Jahre ziemlich mager. Ja, die groesseren Buben gingen in die Einoede Skifahren.

Im Stadtpark gab es einen Platz, wo im Sommer Erwachsene am Sonntag Tennis spielten. Im Winter, wenn es kalt genug war und das Wasser frieren konnte (von selbst), hat der Parkwaechter den Platz gespritzt, das Wasser fror und man konnte Eislaufen. Kinder hatten kaum ihre eigenen Eislaufschuhe und Erwachsene nur wenige. Die Damenschuhe hatten eine schoene runde Spitze. Eishockeyschuhe mit dem gespitzten Schlittschuhen hatte niemand,



es spielte ja niemand Eishockey und wo haette man Eiskockey spielen sollen und koennen.

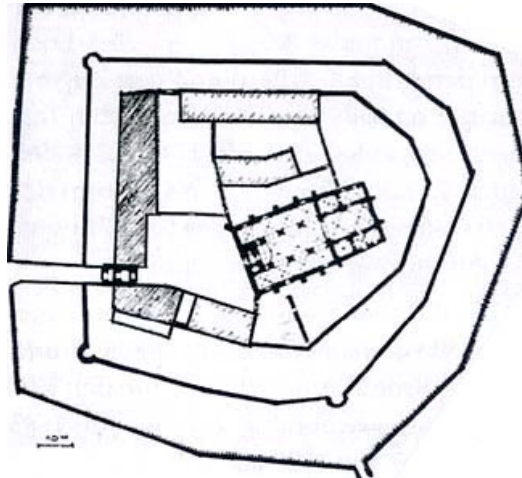
Wir Buben konnten fuer 50 Groschen die Schlittschuhe vom Parkwaerter ausleihen, die schraubte man sich an seine eigenen Schuhe mit Schrauben (eine auf jeder Seite vorne und zwei weitere am Absatz). Nichts passte gut und man fiel oft und verstauchte sich die Knoechel. Dann war's kalt, man halte ja nur ein Paar Handschuhe Faeustlinge, fuer alles. Sie waren im Winter immer feucht und kalt; dann hatte ich einen Pullover, von der Tante gestrickt und Wollfaeustlinge, auch von der Tante gestrickt, die immer nass waren. Das Trocknen der Faeustlinge war ein Problem. Auch in der Waerme der Kueche brauchte es manchmal Tage, die Faeustlinge wirklich richtig trocken zu haben. Wenn man sich tummelte, und sie auf die Ofenplatte legte, wurden sie versengt. Mama war gut in allem aber zu ungeduldig zum Stricken und Haekeln. – So war ich kaum 10 mal auf Schlittschuhen.

Mit dem Skifahren und Rodeln war es aehnlich. Leo hatte ein paar Skier. Wo er die her hatte, weiss ich nicht. Zu dieser Zeit mussten die Skier so lang sein, dass man das Ende stehend gerade erreichen sollte. Kurze Skier waren verpoent. Man glaubte, "Sie gngen nicht". Heutzutage sind kurze Schis in Mode. Die Binding war ein aufgeschraubtes Absatzmetallstueck mit einem Lederriemen fuer die Fusspitzen. Alles solide, wenn man fiel, verstauchte man sich den Knoechel. Wir Buben gingen ein paar Mal Skifahren auf den Kugelfang in Wienersdorf, einem kuenstlicher Huegel, ca. 20 m hoch.

Man ging auf den Huegel hinauf (Ski auf den Schulter), schnallte die Ski an und fuhr herunter, schnallte die Skier ab, ging den Huegel hinauf, schnallte die Ski's wieder an, und fuhr hinunter. Einige der aelteren Buben hatten sogar Seehundfelle, die man unter den Skien anheften konnte; so konnte man bergauf gehen, ohne die Skier auf und abzuschnallen. Nach kurzer Zeit war man durch und durch nass und kalt. Die Faeustlinge waren ja wasserabsorbierend und bald mit frierendem Wasser gesaettigt. Es war mir zu bloed, diese laecherliche Kunst des Schifahrens zu erlernen. So habe ich nie Skifahren gelernt.

Das Rodeln und Schlittenfahren war etwas leichter. Ich hatte eine Rodel und die gehoerte mir. Aus der Rodel war sogar Platz fuer einen zweiten, das war mehr Spass. Man musste sich nur etwas mehr aneinanderzwaengen. Das ging auch gut. In unserem kleinen Staedtchen waren wir ja alle Freunde.

Zum Rodeln ging man auch zum Kugelfang, aber lieber zum Kirchengraben. Die Kirche, die Stadtkirche war als Wehrkirche (siehe Zeichnung) gebaut und war mit einem Wassergraben umgeben. Das Wasser war schon lange ausgelassen und es war ein Rasen gewachsen. Im Winter, wenn der Schnee 5-10 cm tief war und es schoen kalt war, aber nicht zu kalt, haben die Buben (und auch Maedchen) herumgetollt. Auf wieviele Maedel dabei waren, kann ich mich nicht erinnern, aber ich glaube schon einige; aber ich werde die Pezda Hertha und die Raufer Mitzi fragen. Die hatten ihre eihgenen Partien.



*Wehrkirche Traiskirchen*

Das Rodeln hat mir immer Spass gemacht und ich habe schon als verhaeltnismaessig junger Bub damit angefangen, am Anfang, glaube ich, noch unter der Aufsicht der Mama.

#### **d. Das Radfahren**

Von allen wichtigen Sportarten dieser Zeit, die eine Lebensnotwendigkeit waren, war das Radfahren die Wichtigste. Das musste, wie auch heute, jedes Kind frueh lernen. Heute bekommt das Kind mit 2 Jahren ein Dreirad, das naechste Jahr ein kleines Rad mit Hilfsraedern an der Seite und dann jedes Jahr ein neues, groesseres Rad. Letztlich natuerlich, wenn man erwachsen war, ein Rad mit 10 Schaltungen, mit dem man sogar bei der Tour de France mitkonkurrieren koennte.

Wir hatten zuhause ein Rad, nur ein einziges, das Rad meines Bruders. Es musste fuer alles passen. Es war ein Rad fuer Erwachsene, und ein schweres Rad. Mit 6-7 Jahre sollte ich Rad fahren koennen, aber es gab kein anderes Rad als Leo's Rad. So fuhren ich oeffter mit dem Leo, ich auf der Stange

sitzend, das war damals ueblich, zur Trumauer Strasse. Diese Strasse war eigentlich ein Art Allee, also mit Baeumen an beiden Seiten, nicht immer regelmaessig, einige waren schon abgestorben. Die Allee hatte einen Abhang auf beiden Seiten der nach 2 Metern zu den Feldern hinunter ging.

Nun musste ich Radfahren lernen. Zuerst mit Leo's Anweisungen, es war ja sein Rad und durfte nicht beschaedigt werden. Fuer den kleinen Otti war die einzige Moeglichkeit, fahren zu lernen, nicht ueber die Stange (es war ja ein Herrenrad) im Sattel zu sitzen, ich war ja zu klein, sondern von der linken Seite durch den unteren Teil mit dem rechten Fuss auf das rechte Pedal zu treten. Da ich rechtshaendig war, fing man mit dem linken Pedal an und, unter dem Volant, der Radstange, musste ich mit dem rechten Bein zum rechten Pedal gelangen. Das war ja nicht so einfach, weil man ja das schwere Rad balancieren musste. Als ich geschickter wurde, fuhr ich das Rad in einem 30 gradigen Rechtswinkel dahin. Ich sage nicht, dass ich nicht etliche Male im Graben gelandetet waere, oder dass die Fuesse (in kurzen Hosen und kurzen Socken) nicht oft abgeschuerft waren und mit Jodtinktur behandelt werden mussten, um Entzuendungen zu vermeiden), aber man lernte Radfahren. Damals gab es ja keine Tetanusspritzen, man musste die eitrigen Wunden eben mit Jod behandeln und die Konsequenzen ueberstehen.

Wie jedes Kind habe ich es endlich geschafft und fuhr frisch dahin. Wie ich schon frueher sagte, hat mir das Fahrradfahren spaeter viel geholfen, als ich meine Stammbaumforschung aufnahm.

Ein Rad fuer einen Nachmittag zu haben ist leicht, man faehrt es eben; aber ein Rad fuer lange Zeit zu haben, war etwas anderes. Das Rad musste immer in Tipp-topp Form gehalten werden. Zu erhoffen, ein neues Rad zu bekommen, war undenkbar. Das hiess, das Rad musste immer fahrfaehig sein. Das Rad hatte einen Reifen und darunter einen Schlauch. Der wurde regelmaessig aufgepumpt und wenn man sich einen Nagel einfuhr und eine Panne hatte, musste der Schlauch geflickt werden. Wenn das Loch im Reifen zu gross war, musste man einen anderen passenden Reifen finden, ein Stueck herausschneiden und das Stueck ueber den Teil mit dem Loch montieren.

Im Herbst wurde das Rad auseinander genommen, das Kugellager vorsichtig herausgenommen die Kugeln gesammelt, mit Benzin gereinigt, mit neuem Fett versehen, und das ganz Kugellager wieder rekonstruiert. Wehe, wenn eine Kugel fehlte! Man haette wahrscheinlich das ganze Kugellager ergaenzen muessen; aber es hat, fuer mich, nie eine Kugel gefehlt. Das Rad

neu zu schmieren hat einen ganzen Nachmittag gedauert. Es wurde am gestampften Teil des Hofes gemacht, alte Leintuecher waren ausgebreitet und es musste schoenes, trockenes, sonniges Wetter sein und der ganze Hof war mit Paraphenaelien bedeckt. Ich bestand darauf, dass sich weder Vater noch Bruder einmischten. — Die wussten es ja immer besser – oder?

Ich bin oft Rad gefahren, nicht zu weit, aber zu meinen Freunden auf der Waltersdorfer Strasse und spaeter zum Haus meiner Grosseltern in Velm, zu meiner Tante Loisi, meiner Taufgodl, die das Geschaefit des Elternhauses geerbt hatte und weiterfuehrte. Aber die Grosseltern waren ja schon gestorben, bevor ich Radfahren lernte.

### **e. Meine Volksschulfreunde**

Wenn's an's wirkliche Spielen, ans persoenliche Spielen ging, habe ich eigentlich nur wenige Spielkameraden gehabt. den Kautz (Kautsch) Rudl, den Ferschner Friedl und den Gliederer Karl. Jeder hat irgendwie verschiedene Interessen und Notwendigkeiten von mir representiert. Ich fange mit den Ferschner Friedl an. Er kam aus der Familie Ferschner, der reichsten Familie des Ortes. Friedl und ich waren direkte Schulkonkurrenten, was das Zeugnis und die Schulerfolge betraf. Daher war ich fuer die Ferschners eine gute Zugabe, da ich von einer Arbeiterfamilie kam und der Josef Ferschner der Buergermeister von Traiskirchen war. Den Ferschners gehoerte die Ferschnermuehle mit 120 Joch Landbesitz. Der ganze Besitz gehoerte ihnen nicht ganz allein, da das Gut in 32 ungleiche Teile geteilt war und eine Urgrossmutter vielleicht noch ein 32stel besass und in Geschaefit etwas zu sagen hatte. Daher musste der alte Ferschner, Ing. Josef Ferschner vorsichtig sein, um die "politisch-familiaere" Koalition zusammenzuhalten. Er hat es mit seiner charmanten Frau Frederike grossartig getan. Er hatte sich auf die Milchpolitik in Niederoesterreich konzentriert und es zum Praesidenten der Milchgenossenschaften unter dem Wienerwald gebracht. Als konservativer aber nichtaktiver Politiker wurde er im Staendestaat 1934 zum Buergermeister von Traiskirchen gekuert.

Ich bin gerne zum Friedl spielen gegangen – leider hat meine Mutter nie meine Freunde offiziell eingeladen, sie konnten kommen, im Hof mit mir spielen, aber unsere Wohnung war zu klein und Mama wollte keinen Besuch. Schade, ich habe vieles vermisst. Die Ferschners hatten eine eigenstaendige Gutschaft, mit allem Drum und Dran. Von den Tieren zu den damaligen Maschinen und sogar ein paar Knechte. Die Frau Ferschner war immer sehr grosszuegig zu mir und ich bekam am Nachmittag, wenn ich dort war, immer

Kuchen und ein Glas Milch, das ich schätzte. Der alte Ferschner war kaum zu Hause und wenn, so war er etwas zurückhaltend. Aber es gab genug zum Spielen in der Schupfn, im Gras, im Hof und besonders unter den Daechern im Heu und Stroh.



*Stadelmann Hans*



*Mit Kautz Rudi  
70-75 Jahre später*



*Schloegl Franz*

Der Friedl war mein Hauptkonkurrent in der Volksschule. Er war der Einzige der von meiner Klasse in der Volksschule ins Gymnasium zu gehen, bestimmt war. Ich ging in die Realschule in Baden, später Oberschule umbenannt aber er, als der Sohn des Bürgermeisters, hatte zuerst einen Platz in der BEA reserviert, die Bundeserziehungsanstalt in Traiskirchen, die in der früheren Kadettenschule untergebracht war. Das war ein Glück für mich. Als der "Anschluss" kam, wurde sein Vater als Bürgermeister abgesetzt und der Friedl von der BEA entlassen; er landete auch in Baden in der Biondegasse, aber im Gymnasium. Ich ging in die mehr technisch orientierte Realschule. Hätte ich meinen rechtmässigen Platz in der BEA bekommen, hätte ich nicht die Schule wechseln können und wäre heute nicht, wo ich bin. Die BEA wurde zur NAPOLA umorganisiert und bekam eine politische Oberschule Deutschlands.

Als der Friedl und ich in Baden zur Schule gingen, war unsere Schulfreundschaft etwas geringer, da wir ja einem neuen Niveau und neuen Klassenkollegen ausgesetzt waren, aber nie ganz vergessen. Wir hatten ja nun neue Schulfreunde und entwickelten andere Interessen. Ich vermisste Friedl's Eleganz und Gescheitheit. Er ist leider früh gestorben.

Während der Friedl von der Traiskirchner Intelligencia war, war mein anderer Konkurrent der Scheibelreiter Loisl von der Hauerschaft. Er war aus einer soliden Hauerfamilie mit einem zentralgelegenen Grundstueck und Haus, das

einem schoenen Lindenbaum vor dem Haus hatte. Ich habe den Loisl immer sehr geschaezt und sehe ihn noch immer, wenn ich in Traiskirchen bin.

In der Luydererstrasse hatte ich einen Freund mit dem ich oft spielte, den Gliederer Karl. Das Gliedererhaus war auf Nummer drei der Luydererstrasse, zwischen dem Aumann, Nr. 1 und dem Glannerhaus, Nr. 5. Der Glanner auf Nr. 5 war ein anderer Glanner, als der Johann Glanner, der am Hauptplatz wohnte. Ich habe die Haeuser Aumann und Glanner kaum gekannt, ich war nie drinnen. Diese Glannerhaus war an der Ecke zum Winkel, hatte ein gruenes, oben rundes Tor.

Also dazwischen war das Gliedererhaus. Es ist noch heute eine sehr bekannte, hochgeschaezte Trasikirchner Heurigenschenke. Mein Freud Karl ist vor kurzem gestorben, aber sein Sohn und desen Frau Angie fuehren das Geschaeft weiter erstklassig.

Der Gliederer Karl war kein Schulkonkurrent, er ist nicht in meine Klasse gegangen. Er war nur ein guter Freund zum Spielen, ein oder zwei Jahre juenger und wir haben uns sehr gut verstanden. Es war so bequem mit ihm zu spielen, da es ja nur drei Haeuser von uns entfernt war; meiner Mutter war es recht, wenn ich dorthin ging, an die Tuer klopfte und bat, mit dem Karl spielen zu duerfen. Die Gliederer-Mutter war besonders freundlich und hat mich wie ihr Kind behandelt. Sie hatten einen schoenen, etwas kleinen Hof zum Spielen, aber was am interessantesten war, war das Dach. Es war ein grosses Dach ueber der Schupfn, wo es Heu und Stroh gab und wo man sich herumrollen und herumtummeln und sich herumstossen konnte. Zum Herumrennen war genug Platz. Der alte Gliederer, Karl's Vater, hatte immer gesorgt, dass keine Rechen oder andere Werkzeuge herumlagen, sodass wir Kinder uns haetten wehtun koennen. Jedes Mal, wenn ich nach Traiskirchen komme, gehe ich gerne zum Gliederer auf eine halben Liter Wein und etwas Schmackhaftes zum Essen und traume, was wir alles nun vor 75 Jahren erlebt haben, und wie schoen es war, Buben zu sein.

Da waren noch andere Kinder meines Alters in der Luydererstrasse. Die zwei Steinpruckner Schwestern, in der Luydererstrasse Nr. 4, Vali ein Jahr aelter und Gusti ein Jahr juenger als ich. Die Steinpruckner's hatten nicht nur ein Transportgeschaeft, sondern waren auch etwas Bauern, und die Maederl brachten oft die Milch von ihren Kuehen zu uns ins Haus. Zwischen uns war die Gruber Hertha, etwas juenger als ich. Als ich etwas aelter war, habe ich oeffters auf sie aufpassen duerfen, sie war ja 10 Jahre juenger. Ich sehe sie noch heute, wenn ich in Traiskirchen bin und schaezte ihre Freundschaft,

unsere Plauderei und ihren Apfelstrudel sehr. Im naechsten Haus war der Nemetz Fritz und unten beim Park der Sedlmayer Karl. Beide waren ein paar Jahre aelter als ich. Vis a vis, im Krollerhaus, waren der Franz und der Fritz Kroller, auch ein paar Jahre aelter als ich. Der Franz hat es spaeter auf der Universitaet Graz zum Direktor der Bibliothek gebracht. So war eigentlich ausser dem Gliederer Karl kein passender Spielkamerad in der Luyderer Strasse.

Mein engster Freund war der Kautz Rudi. Das Kautzhaus war an der Ecke der Walter-von-der-Vogelweide-Strasse und der Hauptstrasse, der Wr Neustaedter Strasse. An der Ecke der Strasse und des Kautz Hauses steht heutzutage die Tafel "Willkommen in Traiskirchen", dem Suedeingang in die Stadt Traiskirchen. Auf der Seite der Walter-von-der-Vogelweidestrasse stand wieder ein grosser Lindenbaum und ein Marterl, das Schwedenkreuz, datiert 1650 mit einem Spruch, den ich aber vergessen habe. Zum Kautz kam man von hinten her vom hinteren Tor unseres Hauses, ueber die "Zufahrt", die zur hinteren Einfhrt der Steinpruckner fuehrte. Dann ging man (kletterte man) ueber die Einfahrt in den Kautz Garten und war dann im Hof. Etwas eleganter in spaeteren Jahren, als ich etwas geuebter war, kraxelte ich ueber die hintere Planke des Kautz Hauses in den Garten.

Ich werde zuerst den Kautz Garten beschreiben. Er war nicht sehr formell oder gepflegt, aber er hatte ein paar Obstbaeume, Aepfel, Birnen. Was aber fuer uns Buben besonders attraktiv war, war der Zwetschkenbaum. Es war uns zwar nicht erlaubt, die Zwetschken zu essen, die brauchte die Frau Kautz ja zum Einkochen. Sie brauchte die Zwetschken sowohl fuer den Zwetschkenroester als auch fuer den Powidl. Wir haben die Zwetschken aber trotzdem gekostet. Kinder tun immer am liebsten, was ihnen streng verboten ist. Genau so wie das Weichselstehlen vom Dach unseres Hasenstalls vom Langhaus. Vor einigen Jahren hat mir der Rudl gesagt, dass der Zwetschkenbaum noch immer existiert. Aber nun braucht man die Zwetschken nicht mehr, kein Mensch ist bereit, sie zu pfluecken (brocken). So fallen sie ab und verfaulen. Sogar das Wegraeumen ist ein Problem und muss bezahlt werden.

Meine andere Freundin, die Pezda Hertha (Frau Staska), hat das gleiche Problem mit dem Kirschenbaum. Kein Bub kraxelt mehr auf den Kirschbaum, um die Kirschen zu brocken, obwohl sie im Geschaeft verhaeltnimaessig teuer sind. Meine Freunde sind zu alt, um es zu riskieren auf die Leiter zu steigen. Es ist leichter, man kauft die Kirschen im Geschaeft. Vielleicht sind sie dann aus Chile oder Californien "eingeflogen".



Aber nun zurueck zum Rudi. Das Kautzhaus war wie ein U. Die Einfahrt hatte ein grosses Tor. Auf der linken Seite war das Wohnhaus Es grenzte an die Wr. Neustaedterstrasse. Am Ende war eine Art Abstellraum, eine Schupfn und dann im rechten Winkel kam der Saustall. Das war fuer uns Buben die Attraktion. Wir haben den Schweinestall nur blossfuessig betreten (natuerlich hatte man im Winter nicht im Saustall gespielt). Der vordere Teil, ca. 2-3 Meter war gestampfte Erde und fast immer gatschig. Am Ende stand eine gruene Kanne, gefuellt mit Wasser, und wir Kinder mussten uns die Fuesse waschen, bevor wir in den Hof gehen durften. Die Erwachsenen hatten natuerlich Schuhe "fuer den Saustall" und haben sie ausgezogen, wenn sie ihn verliessen.

Die Kautz' hatten 7-9 Saeue und die mussten regelmaessig gefuettert werden. Schon als wir ca. 8 Jahre alt waren, wurden wir eingeladen, beim Fuellen der Troege mit dem "Gwasch" zu helfen. Ein bisschen spaeter durften wir auch mit dem Wegraeumen des Mistes helfen. Das Reinigen mit dem Wasserschlauch und das Streuen des frischen Stroh's hat immer der Vater Kautz selber gemacht.

Wieder im rechten Winkel an Garten angrenzend war der Kuhstall. Dort waren 5 oder 6 Kuehe und drei oder vier Zugpferde, dann noch die Waegen. Wir haben diesen Teil wenig betreten, da fuer die Kinder die grossen Tiere, ohne Aufsicht, speziell mit ihren Hufen als gefaehrlich empfunden wurden.

Als ich das letzte Mal den Rudl besuchte, haben wir mit seinem Sohn, der jetzt die Wirtschaft fuehrt, gesprochen. Die Schweine sind weg. Kein Sauabstechen mehr. Die Kuehe sind weg, man braucht die Milch nicht mehr kochen, man kauft die sterilisierte mit Zutaten "verstaerkte" Milch nicht im Geschaef, sondern im Supermarkt. Die Pferde wurden vom Traktor abgeloeest, der alles viel besser. schneller und billiger macht. Der Geruch des Schweine- und Kuhstalls ist vom Benzin- und Oelgeruch abgeloeest worden und das taegliche nachbarliche Zusammenleben einer Kleinstadt hat der Effizienz Platz gemacht. Aber so eine Hetz, die wir als Buben hatten, gibt es nimmer.

Als ich vor ca. 10 Jahren den Rudi, jetzt als alten Man der Rudl genannt, wieder einmal besucht, hatte er gerade geschlafen. Er kam aus dem Schlafgemach heraus in der langen Unterhose (der Gartihosn) und hat gesagt, es bist ja nur Du, ich werde mich spaeter anziehen. Meine Frau war leicht ueberrascht. Rudl sagte, "Ja, bists eh nur Du, i wer mi spaeta anziagn"

“Heute frueh haben wir abgestochen. Probier die Blunzn, ich habe eine gewoehnliche und eine "scharfe" gmacht“. Es stellte sich spaeter heraus, dass seine “Scharfe“, die schrfe vom Kautsch Rudl, in Traiskirchen sehr beruehmt war. Er brachte die zwei 2 Liter Flaschen Wein, wie ueblich, einen roten und einen weissen, keine Etiketten, die Flaschen waren halbvoll. Es war nur Rudl’s Wein, er brachte sein schwarzes Brot, und ein scharfes Messer. So haben wir wieder einmal wie zuhause gegessen und er hat mir je einen Kranz Blunzn, einen gewoehnlichen und einen scharfen in das Papier der “gestrigen“ Zeitung gewickelt mitgegeben. So geht’s eben mit Freunden.

Noch etwas ueber den Kautz Rudl. Zu meinem 70i. Geburtstag bekam ich unter anderen Geschenken, ein Paket vom Rudl. Er hatte mir eine selbst geschnitzte Garnitur zum Hudlpoelzen geschickt, eigenhaendig geschnitzt von Birkenholz per Luftpost geschickt, auch in Zeitungspapier der taeglichen Zeitung eingewickelt, sodass ich weiss, wann er es geschnitzt hat. Das war natuerlich nur als Andenken. Spielen koennen wir es nicht mehr. 2 Stoecke und einen Hudl sorgfaeltig, aus Birkenholz geschnitzt, mit der Rinde noch dran.

Der Kautz Rudl hat sein ganzes Leben als Bauer und Weinbauer schwer gearbeitet. Jetzt sind seine Hueften und Beine nur mehr ein Schatten des Buben, mit dem ich so vieles Interessantes, Unnoetiges und Unerlaubtes als Volksschulbub zusammen getan und erlebt habe.

*Sonstiges:* Als ich dann nach Baden in die Oberschule ging, aendererten sich natuerlich die Interessen, und notwendigerweise auch die Spielgenossen. Waehrend ich in Traiskirchen mit den Soehnen und Toechtern von Arbeitern, Bauern und Weinbauern aufwuchs, war ich jetzt den Soehnen der Eltern ausgesetzt, die eben die Soehne in die hoehere Schule schickten. Wir hatten ja keine Maedchen in der Biondekgasse, die gingen ins Lyceum in der Frauengasse in der Stadt. Wir hatten einige Freigegegenstaende am Nachmittag, die im Lyceum abgehalten wurde, wie Stenographie, das ich studierte und Maschinschreiben, das ich leider nicht nahm. Also Gegenstaende die mehr fuer die Maedchen gedacht waren. Im Lyceum gab es auch Maedchen Frauengegenstaende wie Hausarbeit, Naehen und Buchfuerung. Ich kann mich noch erinnern, dass wir manches Mal die Stecknadeln mit dem bunten Kopf sammelten, die von deren Unterrichtsklassen uebriggeblieben und verloren gegangen waren.

Als Schulfreunde in der Oberschule habe ich mich einer Gruppe von Buben angeschlossen, die in der Klasse zusammensassen, Leopold (Poldi) Stumvoll,

Heinz Wogrinetz und Hans Rappold. Die Rappolds waren Bauern in Alland, Vater Wogrinetz war ein Croupier im Badner Kasino und Stumvoll's Vater ein Facharbeiter. Ich spielte oft beim Stumvoll, die an der Waltersdorfer Strasse wohnten. Diese Strasse ging von Leesdorf, einen suedlichen Vorort von Baden, zur Tribuswinkler Bruecke, die ueber die Schwechat fuehrte. Der Heinz wohnte ein paar Haeuser vom Stumvoll gegen Leesdorf hin. Wir durften im Garten des Wogrinetz nicht spielen, der war fuer uns Buben zu gepflegt und Herr Wogrinetz viel zu "beschaefligt", um Kinder um sich zu haben. Natuerlich hat der Rappold zu weit von uns in Alland und wir haben nie dort gespielt.

Aber beim Stumvoll, das war das Zentrum unseres Spielens. Die ganze Familie war mit uns Buben beschaefligt, auch Poldl's aeltere Schwester. Das Haus wurde gebaut – in Stuecken, umgebaut und verbessert, wahrscheinlich mit wirklich erworbenen oder halb gestohlenen Material. Soferne ich mich erinnere, waehrend der 3 oder 4 Jahre, als ich dorthin ging, war nie etwas fertig im Hausbau und es wurde dauernd herumgebastelt. Der Garten ging zur Schwechat hinunter; er war etwas ungepflegt – also zum Spielen und Herumtummeln ideal. Besonders interessant war, dass der Poldl ein kleines Luftdruckgewehr hatte. Meine Mutter haette es mir nie erlaubt, ein Gewehr, nicht einmal ein Luftdruckgewehr, zu haben, wenn es auch nur ein Spielzeug war. Mit diesem Gewehr konnte man auf Zielscheiben schiessen, auch auf Hasen, die vorbeiliefen, auf Spatzen die man nie traf.

Beim Balaestern half der Vater mit oder Nachbarbuben wurden rekrutiert. Dieser Teil der Waltersdorfer Strasse war in Tribuswinkel und ich musste die 4-5 km mit dem Rad dorthin fahren. Ueber die Waltersdorfer Strasse durch Wienersdorf und hinter dem Schloessel vorbei gings dahin. Am Abend musste man das Licht anschalten und beim Rad den Dynamo ins Laufen bringen. Es war gesetzlich verlangt, dass der Dynamo immer funktionierte. Um nach Hause zu kommen, musste ich an einem alten aufgelassenen Friedhof vorbei fahren, da konnte man die Geister pfeifen hoeren. An solchen Tagen musste ich nach Hause rasen, weil ich Angst hatte und oefters die Hausarbeiten, in der Aufregung des Spielens, liegen geblieben waren. Letzten Endes, war der Tag zu schoen, um im Hause zu sitzen und zu bueffeln.



*In Tribuswinkel*



*beim Stumvoll*

## **G. Mit den Eltern, mit Mutter und Vater**

Vieles was man zum alltaeglichen Leben braucht, ja fast alles, habe ich von meinen Eltern gelernt, manches vom Vater, anderes von der Mutter. Vom Vater die "Maenner" Arbeit im Haus - wie man den Schraubenzieher benutzt, den Hammer die Saege, die Spachtel, wie man Moertel anmacht und verwendet, wie man anstreicht, das Haus, die Tueren und Fenster, wie man die Glasscheiben verkittet und das Haus innen und aussen streicht. Im Garten lernte ich, wie man umsticht, Unkraut jaetete, die Staeucher und die Weinhecke stutzte, und wie man die Pflanzen einsetzte und/oder die Samen saete. Gras hatten wir selten gemaecht aber wenn, dann hat es Vater mit der Sense getan.

Von der Mama habe ich vieles in Haus gelernt, habe ihr beim Kochen und Backen zugeschaut, durfte hin und wieder ein paar Kekse ausstechen, und bin mit ihr Einkaufen gegangen. Als ich aelter wurde, musste ich mit einem Kuebel Wasser von der Bassena in der Schupfn holen oder etwas vom Keller holen.

### **a. Auf den Feldern, in den Auen**

Vater und ich sind ziemlich viel in den Feldern und den Auen herumgestrichen. Waelder hatte Traiskirchen eigentlich nicht, da musste man schon in die Eioede (zwischen Pfaffstaetten und Gaaden) gehen. Dann gab es noch Pflichtaufgaben. Wir hatten ja vier Haesinnen und die mussten versorgt werden, im Sommer mit gruenen Futter, wenn sie ihre 3 Familien

aufzogen und im Winter mit Heu. Aber auch fuer das musste das Gras geschnitten, getrocknet werden und als Heu in der Schupfn aufbewahrt werden.

Zuerst zum gruenen Futter: Vater hatte ueberall Freunde, die meisten waren Bauern oder hatten eine Wirtschaft. So hatte er immer die Erlaubnis waehrend des Jahres, am Ende der Felder das Unkraut auszureissen, das wir als Futter fuer die Hasen brauchten. Hauptsächlich war es Loewenzahn, auch Ziguri genannt, wurde, die geerntet wurden. Das war natuerlich eine Falschbenennung; es gab ja den Zichorie, eine blaue Pflanze, an Getreideacker Raendern wachsend. Diese Zichorien hatten einen ziemlich hoelzernen Stamm und waren fuers Hasenfutter nicht geeignet.

Wenn Vater Nachtschicht oder Fruehschicht hatte, und als ich schon 6-7 Jahre alt war, zogen wir mit dem Jutesack los, Vater mit dem Grossen und ich mit dem Kleinen. Er hatte eine Art Messer mit einem Stiel und man konnte das Unkraut von der Wurzel abschneiden. Ich muss gestehen, wenn es zu langsam ging, haben wir uns mit etlichen Handvolls Klee von den Feldern geholfen. Es waren ja Kleefelder, die wir besuchten und den Klee hatte der Bauer als Futter fuer seine Haustiere angebaut. 2-3 Mal pro Woche mussten wir auf Futtersuche gehen, die 4 kleinen Hasen frassen ja ziemlich viel waehrend ihrer fruehen Lebensperiode. Zweimal im Jahre pachtete Vater von einem Bauern ein Stueck Wiese, nahm die Sense heraus, dengelte sie und los gings zum Maehen mit der Sense (auch Sengst genannt). Die unebenen Stellen wurden mit einer Sichel bearbeitet.

Vater versuchte immer eine Wiese zu finden die Fruehlingblumen als "Unkraut" hatten. Die waren duftend und Vater glaubte immer, die Hasen haetten sie lieber. So gab er ihnen in den paar ersten Wochen ihres Lebens auch frischgeschnittenes duftendes Gras. Nach zweimaligen Umdrehen und eine Woche trocknen wurde alles zusammengerechnet und wieder Pferd und Wagen ausgeborgt und das Heu nach Hause gebracht und in den Heuschober geschlichtet. Man brauchte ja auch fuer die nicht "werfenden Hasen" spaeter im Jahr eine Menge Futter. Die Hasen waren in Stroh gebettet. Das Stroh hatte der Vater von einem Freund gekauft. Und das Ausraeumen der verunreinigten Strohbetten, Fuettern im Winter und die Versorgung des Misthaufens neben des Hasenstalles hat der Vater selber gemacht. "Das verstehst Du nicht", hat er immer gesagt, aber helfen durfte ihm doch.

Hinter dem Stadtpark, gegen die Schwechat hin ging ein Feldweg, aber ein Feldweg fuer Gespanne. Er ging gegen die Schwechat zu und man konnte den Fluss durch eine Furt ueberqueren und der Weg fuehrte in die Felder. Dort war auch die Dreschmaschine waehrend der Dreschzeit aufgestellt. Die war noch immer die Traditionelle, mit Dampfmaschine angetrieben. Beim Dreschen des Getreides separierte sie das Stroh vom Korn. Neben der Furt war ein kleiner Steg ueber die Schwechat, vielleicht 2 Bretter breit, und er wurde immer bei Hochwasser weggeschwemmt.

Ein Fussweg ging vom Steg zur Bruecke ueber die Schwechat (Aubach), (ueber die die B17 jetzt geht) laengs der Flusses entlang am linken Flusssufer. Der Weg ging weiter bis zur Muenchendorfer Bruecke oder wo der Muehlbach wieder in die Schwechat hineinfloss. Von der Bruecke bis zum Steg war die "gewoehnliche" Au, weiter flussabwaerts war die Au in der Form eines Waeldchens, ½ km lang. Da war eine kleine Quelle und eine Stueckchen sumpfiges Rohrdickicht. In der danebenfliessenden Schwechat war das Wasser ruhig mit einer kleinen Bucht.

Dorthin bin ich manches Mal mit dem Vater Fische fangen gegangen, aber nur "Spennadler". Es gab ja keine "richtigen" Fische in der Schwechat bei Traiskirchen. An meinem Taschentusch hatte ich an den 4 Ecken ein Knopf gemacht, watete in den seichten Fluss und ging auf die Spennadler Jagd. Man musste sie natuerlich wieder auslassen, doch ein paar Mal haben wir versucht, sie in einem Gurkenglas nach zu Hause zu nehmen und im Bassin des Brunnens im kalten Wasser zu behalten. Aber sie haben es nie lange ueberlebt.

Aber zuerst mussten die Fischlein in der Au aufbewahrt werden. Wir hatten eine nahegelegene Quelle gefunden und diese Quelle musste gebaendigt werde. Vater hatte irgendwo ein kleines Ziegelrohr, vielleicht 8 cm Diameter gefunden und ein paar Stuecke eines gebrochenen Rohres. Vater hatte die die Quelle etwas freigelegt, ausgekleidet mit Steunchen und das genannte Rohr stolz eingebaut. Das frische Wasser kam heraus wie von einem Bruennlein. Nun konnte wir eine kleines Bassin herstellen, auslegen und abdaemmen. Jetzt mit frischen, kalten Wasser gefuehlt, waren wir bereit die Spennadler nicht nur zu fangen, sondern in sauerstoffgereicherten Bassin gediehen sie ein paar Tage, bis wir sie wieder ausliessen.

Die Au mit dem Rohrgewaechs war auch wichtig fuers Pfitschi-Pfeil machen. Zu dieser Zeit und in meinem Alter machte man sich selber den Bogen und die Pfeile, mit denen man sich spaeter spielte. Wenn der Fruehling kam,

wurden die Zweige der Straeucher und Baemchen vom Wachstum ueberweltigt. Fuer "Pfeil und Bogen" brauchte man gruenende Aeste fuer den Bogen und das Rohr fuer den Pfeil.

*Der Pfitschi-Pfeil:* Er bestand aus Bogen und Pfeil. Zuerst zum Bogen machen: Ein Stueck des Holzsteckens, ca. 1 m lang mit einem Aestchendiameter von ca. 2 ½ cm wurde geschnitten, gerade an beiden Seiten. Das Holzstaberl sollte flexibel sein und moeglichst kein Zweigerl oder Zweigerlansaetze haben. Dann wurde an beiden Enden 3-5 cm, vom jedem Ende mit einem scharfen Messer eine Kerbe geschnitten, das Stoeckerl rundherum etwas eingeschnitten und eine Juteschnur an der einen Seite fest eingebunden und gesichert. Dann wurde diese Seite auf den Erdboden gestellt, man setzte sich nieder und begann vorsichtig die obere Seite zu biegen nach einer kurzen Biegebewegung wurde das andere Ende der Juteschnur in die zweite nun obere Kerbe gelegt, der Stock weitergebogen, waehrend die Schnur straffer und straffer wurde. Die Straffheit des Bogens bestimmte die Schusskraft des Pfeiles. Wenn man zu sehr anzog, entweder brach der Stock des Bogens oder es war zum schiessen nicht geeignet. Endlich wurde ein Knoten gemacht und der Bogen war fertig. Viel haengte von der Qualitaet des Holzes und von seiner Flexibilitaet ab. Das Holz des Bogens trocknete ja waehrend des Jahres und musste auch manches Mal nachgespannt werden.

Und nun zum Pfeil, zu dem brauchten wir das Rohr vom "Sumpf". Der Pfeil wurde aus einem Rohr hergestellt und bestand aus zwei Teilen. Dem Rohrstueck, es war ca. 80 cm - 1 m lang je nach der Struktur des Bogens. Das Rohr wurde zuerst ausgesucht und geerntet. Die Struktur des Rohres war wie beim Bambus, es bestand aus innen leeren Rohr Stuecken, zusammengehalten mit Knoten. Man Schnitt den unteren groesseren Teil 3 cm unter dem Knoten und auch das obere Ende mit einem Scharfen Messer, letzteres genau in der Mitte des Rohrteils geschnitten. Das auserwaehlte Rohr sollte fuer die Laenge des einmetrigen Stueckes nur eine geringe Verkleinerung des Durchmessers gegen das Ende haben. Wenn das Rohr beim Zurechtschneiden gedrueckt wurde, so warf man das Stueck weg.

Der untere Teil wurde nun mit zwei diagonalen Schnitten auf gegensaeztlicher Seite geschnitten, sodass der Schnitt beim Knoten begann und zwei Spitzen bildete. Dann war der untere Teil des Pfeiles bereit, in die Juteschnur des Bogens eingesetzt zu werden. Das Ende war leichter zu machen. Man brauchte nur einen Holunderbusch finden, auch Holler genannt. Die Holunderzweige haben ein watteaehnliches Inneres. Man kann davon von



diesen Aestchen 5 - 7 cm lange Roellchen schneiden. Und die Spitze des Pfeils leicht in das wattaehnliche Mark hineinstecken. Die Groesse der Hollerspitze musste auch die richtige Laenge haben, fuer das richtige Gewicht des Pfeiles. Diese Kombination bestimmte die Qualitaet und Genauigkeit des Pfeil Schusses und die Laenge des Pfeils. Jetzt hatten wir den Pfitschi-Pfeil gemacht. Jetzt brauchten wir nur noch eine Zielscheibe oder irgendein anderes Ziel und die Pfeil Schiessen konnte losgehen.

Nun konnte man ausziehen und singen: Mit dem Pfeil und Bogen, durchs Gebirge und Tal, kommt der Schuetz gezogen.....

*Das Pfeiferlmachen:* Eines der interessantesten, der Spiele, auf die ich mich erinnere war, sich sein eigenes Pfeifchen zu machen und dann zu musizieren. Ich habe es in meinen Entwicklungsjahren in Traiskirchen jedes Jahres getan. Warum jeden Jahres ? Das hat wieder mit dem Fruehling zu tun und meinen Erinnerungen, wann Zeit war, den Bogen des Pfitschi-Pfeils zu machen.

Jeden Fruehling zu einer bestimmten Zeit fuer ca. 2 Wochen, brachen besonders die Weiden, in ihr Fruehjahrswachstum aus und der Saft rannte. Die Rinden wurden grün und, speziell fuer die Weiden, die Schichte zwischen dem Holz und der Rinde war von der Fluessigkeit durchstroemt. Das war die Zeit des Pfeiferlmachens. Das Pfeiferl bestand von einem Mundstueck, einer vorderen Oeffnung und einem unterem Stueck, das man bewegen und auf und abziehen konnte. Es sah also aus wie eine selbstgemachte Blockfloete.- Nur statt mit den Loechern der Blockfloete zu spielen, musste man beim selbstgemachten Pfeiferl das untere Holzstueck auf- und abziehen.

Wie machten wir Buben diese Pfeife? Zuerst wurde ein Weidenaestchen mit einem Durchmesser von ca. 2 cm dick ausgesucht und auf ca. 20 cm lang mit einem scharfen Messer geschnitten. So hatte ich es am liebsten. Die Herstellung eines guten Pfeiferls kam auf die genaue Jahreszeit, die Wachstumszeit fuer die Weide an, das Alter des Weidenbaums und dem Geschick des Pfeiferlmachers. Wie beim Pfeilrohr musste das Stueck ziemlich gleich dick sein, etwas dicker im unteren Teil. Zu Beginn wurde der untere Teil des 20 cm langen Weidenstuecks diagonal geschnitten, Rinde und Holz. Das wurde der hintere Teil das Ende des Pfeiferls, das man spielen wollte. Dann wurde vorne, nach ca 3 - 4 cm ein Querschnitt gemacht, folgend mit einem diagonalen Schnitt gegen den oberen Querschnitt und das Holz und Rinde dieses Teiles entfernt.

Dann wurde das so vorbereitete Staebchen laengs der Rinde vorsichtig mit dem Taschenmesser geklopft. Ja nicht zu stark sonst brach die Rinde und man musste von vorne anfangen. Falls alles richtig gemacht war, fuehlte man es, da die ganze Rinde sich vom Holz loeste, ohne dass die Rinde beschaedigt war. Man konnte das ganze Holz von der Rinde loesen und herausdrehen, ohne etwas zu beschaedigen. Wenn man alles richtig machte, konnte man das Holz von der Rinde loesen und herausziehen. Dann schnitt man das Holz oben, genau unter dem Schraegschnitt ab, schnitt etwas vom Holz vertikal ab (man musste ja hineinblasen koennen) und steckte diesen Teil oben in die leere Rinde. Es wurde das Mundstueck. Der Rest des nackten feuchten Holzstueckes wurde unter der Vorderkerbe abgeschnitten und dieser Holzteil der Vorderteils weggeworfen. Der untere Teil, immer nass gehalten, wurde wieder von unten eingeschoben und das Pfeifchen war breit, gespielt zu werden. Durch auf- und abschieben, und natuerlich ins Mundstueck blasend, konnte man eine ganze Melodie spielen. ----- aber man musste wissen, wie man die Pfeife richtig konstruierte. Aber es war der Spass – und oft ging es nicht richtig, speziell wenn die Holz Rindenstruktur nicht schluepfrig genug war.

Mit Vater gab es noch eine wichtige persoenliche Versicherung des Vater – Sohn Zusammenseins, als ich noch in den Volksschule ging. Es war fuer mich ein wichtiger Teil meiner Erziehung. Vater hatte alle drei Wochen Nachtschicht. Er hatte nach dem Abendessen die Gewohnheit, um 6 Uhr, sich auf 2-3 Stunden niederzulegen, ein Schlaefchen zu halten oder nur zu rasten. Manches Mal schluepfte ich auf Mutters Seite ins Bett und bat Vater mir etwas zu erzaehlen. Ich wusste, dass es nicht mehr als 20 Minuten fuer mich hatte. Und so fragte ich ihn zum Beispiel: wie wurden die Erdaepfel erfunden, wie sind die Pferde auf die Welt gekommen, warum die Reben im Herbst reif wuerden, wie die Voegel singen lernten, und die Katzen Miauen und viele andere Sachen. Ich wusste damals nicht, dass er es ja nicht wirklich wusste. Aber er hat mir alle diese Geschichten so ueberzeugend und “fehlerlos” erzaehlt, dass ich ueberzeugt war, er wuesste alles. All das von einem einfachen Hilfsarbeiter. Schliesslich sagte er, ich muss ein bisschen schlafen, ich muss ja heute Nacht fuer die 10 Uhr Schicht arbeiten gehen; das wusste ich und ging hinaus zur Mutter.

Noch etwas habe ich vom Vater (auch vom Lehrer Kraupp) gelernt. Wie gesagt Ich hatte gelernt, wie wichtig Ballspielen ist, und wie wichtig es waere, Ballgefuehl zu lernen und die Wichtigkeit zu verstehen. Ich hatte auch frueher erwaehnt, dass ich gelernt hatte, wie wichtig es ist, Musik zu lernen und ein

zumindest ein Instrument gut spielen zu lernen, wenn auch nicht perfekt; fuer mich wars das Klavier.

Vater hat mir auch gelehrt, dass es wichtig ist, Kartenspielen zu lernen. Er hat etliche Spiele gespielt, besonders Schnapsen (66). Das hat man in Traiskirchen beim Heurigen gespielt. Er musste ja hin und wieder wegen seiner "Verbindungen" zum Heurigen, gehen um etwas zu konsummieren. Also schnapste er halt mit seinen Freunden fuer einen halben Liter Wein. Von 7 "oba"; entweder das Gewoehliche oder das Scharfe, (bei'n Undrahn ka Stich). Oder Bauernschnapsn, zu viert, mit Partner spielte er mit seinen Freunden. Alles auf Schiefertafel mit Kreide markiert.

Sonntag gingen wir oft, Vater und ich, zum lokalen Fussballmatch des Traiskirchner Klubs, und nachher zum Schneider Café-Haus auf der Pfaffstaettnerstrasse. Dort spielte Vater mit dem Recht Schneider und noch jemanden, Marriage oder Preference, manches Mal auch Tarock. Ich habe es alles gelernt, auch von meinem Bruder etwas Schach. Spaeter habe ich auch Skat gelernt, doch Poker hat mich nie interessiert. Bridge spielte man nicht in "meiner" Gesellschaft, aber heute bin ich ein begeisterter Bridhespieler. Im Schneider Café-Haus bekam ich, wenn ich brav war ein Soda mit Himbeer, Vater ein Kruegel Bier!

Wie erwaehnt, habe ich auch vieles im Hause von der Mama gelernt. Speziell im Winter bin ich ja immer bei ihr in der Kueche gesessen, die war der einzige warme Raum. ich habe auf der einen Seite des Kuechentisches gelernt oder gelesen, und sie hat gekocht und gebacken. Ich habe ihr immer gerne zugesehen, wenn sie das alles getan hat.

Immer beeindruckt war ich von ihrer Art, den gewoehnlichen Nudelteig zu kneten. Wir hatten ja von den Hendel die Eier, das Mehl vom Geschaeft oder vom Bauer Mueller. Die Butter oder der Rahm hatte Mutter von der Milch abgeschoept, die ich meistens vom Trimmel Bauern, zwei Haueser an der rechten Seite im Winkel, in der emaillierten Milchkanne in der frueh geholt hatte. Erst nach dem Entrahmen wurde die Milch gekocht. Manches Mal wenns Mama zu langsam ging, hat sie die Ringe vom Ofen herausgenommen und das Haeferl (das einen Henkel hatte), ins Feuer gehaengt. Ziemlich oft, wenn sich Mama umdrehte. kochte die Milch ueber und das ganze Haus hat nach verbrannter Milch gerochen. Die Mama hat immer dem Herd die Schuld gegeben. Oft musste ich die Schuld uebernehmen, da ich angeblich nicht gut genug aufgepasst hatte.

Beim Gugelhupfbacken im alten Ofen war es aehnlich. Mama hat gerne und oft Gugelhupf gebacken. Aber das Heizrohr war auf der rechten Seite des Backrohrs rechts. Und die linke Seite natuerlich kaelter. So musste man waehrend des Backens dauernd den irdenen Gugelhupftopf dauernd ein bisschen rotieren, sonst brannte die rechte Seite an. Wenn man vergass, es regelmaessig zu tun, wurde eine Seite "ofengebrannt" wie Mutter sagte. Heutzutage stellt man den elektrischen Ofen auf 150°C und der Gugelhupf oder was immer man baeckt, ist perfekt.

Ich habe der Mama immer gerne zugeschaut, wenn sie den Schmerstrudel machte, speziell wo und wie man den Schmer in den Teig hineinarbeitete. Mama machte immer 2 "Haxen" so gross war das Backblech. Aber der Blaetterteig war traumhaft. Auch den gewoehnlichen Strudel hat sie gemacht, mit Marillen oder Himbeermarmelade gefuellt, und kunstgerecht mit zick-zackigen Teigwuerstchen verziert.

Mama hat gerne den Apfelstrudel gemacht. Ich sehe sie noch immer den Teig ausziehen, ueber die Haende haengend, wie man heutzutage den Pizzateig vorbereitet (abr das ist ein anderer Teig, ein Brotteig). Da wir nie genug Platz in der Kueche hatten, hatte sie das Ausziehen ueber Ihre zwei Haende gemacht. Man musste ja so aufpassen, dass man keine Loecher beim Ausziehen in den Teig bekam. Das Flicker der Teilgloecker war fuer Mama immer frustrierend. Dann wurden, die Aepfel, saure Aepfel), geroestete Semmelbroesel dazugegeben und ein paar Rosinen (Ziweben genannt). Der dicke Teigrand wurde abgeschnitten. Mit dem darunterliegenden Tuch wurde der Apfelstrudel aufgerollt und war bereit zum Backen. Die abgeschnittenen Endstuecke des Teigs wurden in einem kleinem Reindl im Fett herausgebacken und der Otti bekam sie als Lohn fuers Zuschauen.

Und dann kam das Nudelwalken fuer die Krautfleckerln. Heute sind die Nudelwalker mir einem Tuch ueberzogen, damit der Teig nicht pickt, damals musste Mama immer das Nudelbrett mit Mehl bestreuen, sowohl am Nudelbrett, wie auch am Nudelwalker.

Wenn es ums Kochen ging, war die Mama immer auf die Knoedel und Nockerl bedacht. Die Knoedel sind immer zu gross ausgefallen fuer meinen Geschmack – aber die Nockerl und speziell die Griessnockerl waren erstklassig. Fast jeden Montag gab es Knoedel, mit etwas vom Sonntag uebergebliebenen Saft, mit Gurkensalat. Ich habe Gurken nie gemocht und die Mama hat immer gesagt, ich waere heiklig und bilde es mir nur ein. Das war aber nur zum Teil wahr. Heute als alter Mann weiss ich, dass in meinem

Verdauungssystem irgendein Enzym blockiert ist, das ungekochte Gurken, aber auch anderes Gemuese (Paradeiser) oder Obstsorten dieser Familie, wie Melonen fuer mich schwerverdaulich macht.

Wir hatten nur zweimal Fleisch in der Woche, Sonntag oefters Schweinsbraten, speziell Bauchfleisch, das war ja biliger. Etwas Einfacheres gab es am Mittwoch wie ein Gulasch, sogar ein Erdaepfelgulasch, oder etwas Geduenstetes. Dienstag gab es Mehlspeise wie Marillen- oder Zwetschenknödel und am Donnerstag Gemuese wie Kohlrabi, Spinat mit Erdaepfel, was eben in der Saison war. Natuerlich hin und wieder eine Eierspeise. Suppe gab es fast jeden Tag, meistens Rindsuppe aber auch Hendelsuppe. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir wirkliches Rindfleisch gehabt haben ausser Gekochtes fuer die Suppe. Auch auf Fisch kann ich mich nicht erinnern. Zu Weihnachten gabe es die Gans, und zu Ostern manchesmal ein Zickerl – beide von Velm.

So war das Leben mit Mutter in der Kueche, beim Kochen.

### ***b. Der Schrebergarten***

Ja und dann gab es noch den Schrebergarten. Auch die Leute, die am Lande wohnten, in der Umgebung von Wien, wohnten noch immer in Staedtchen, kleinen Staedtchen wie Traiskirchen, in kleinen Wohnungen und Haeusern mit einem kleinem Gaerten, hoechstens 500 qm. Sie waren mit den Nachbarn durch Gitterzaeune oder Planken getrennt. Der Garten war klein und meistens nur fuer ein paar Obstbaeume und Blumenbeete geeignet. Um Gemuese zu pflanzen, hatte man einen Schrebergarten. Schrebergaerten waren kleine Grundstuecke, die der Gemeinde gehoerten und von der Gemeinde in kleinen Parzellen verpachtet wurden. Wenn moeglich, pachtete man 2 oder sogar 3 Parzellen. In manchen Doerfern und Staedtchen gibt es diese Schrebergaerten auch heute noch. Man kann sich sogar diese Parzellen auf mehrere Jahre pachten und manche Leute bauen sich kleine Huettchen, wo sie nicht nur die Geraete wie Schaufeln, Scheibtruhen, Giesskannen etc. drinnen unterbringen konnten. Manche hatten sogar Liegestuehle, Tische und Sessel, die man am Wochenende zum Ausruhen und zur Ausspannung verwendete. In Traiskirchen waren die Parzellen nur zur Bebauung von Gemuese und Fruechten zugelassen, aber nicht zur Freizeitgestaltung. Es gab auch eine Wasserleitung fuer die Schrebergartengemeinschaft und der Wasserleitungshahn war, mit Gebuesch umgeben.

Der Schrebergarten war suedlich der Schwechatbruecke, an der Trumauerstrasse gelegen. Im April war die Zeit, die Parzelle herzurichten. Vater ging dann "hinaus", um den Schrebergarten umzustechen und die Beete herzurichten. Das war auch die Gelegenheit den Hasenmist, der sich im Winter angesammelt hatte, als Duenger miteinzugraben. Dann musste er die Samen saeen und kleine Pflaenzlinge einsetzen. Meistens plante er Karotten Petersilien, Rettiche, verschiedener Arten von Paradeiser, und ein paar Erdaepfel. Auch Kohlrabi, gruen und violett, wurden ausgesetzt und ein paar Blumen. Das Wichtigste war aber das Gurkenbeet; Melonen hatten wir nie geabt. Auf ihre Gurken war die Mama besonders stolz, und sie hat sie mit Hingebung betreut; die Gurken mussten gross uns schoen sein. Wir hatten fast jeden Montag, Knoedel und Gurkensalat mit etwas Saft vom sonntaeglichen Schweinsbraten. Daher brauche man die Gurken.

Und da musste der kleine Otti herhalten; schon als kleiner Bub wurde ihm ein verzinkter alter Kuebel gegeben, der schon etwas eingebeult war, und eine kleine Schaufel. Mein Auftrag und meine Verantwortung war, die Rossknoedel in der Luydererstrasse zu sammeln, die die Pferde auf der Strasse hinterliessen. Wie schon frueher gesagt, war auf der Luydererstrasse kein Autoverkehr, aber etliche pferde-gezogene Wagen fuhren durch unsere Strasse. Die Luydererstrasse war ja ziemlich nahe den Feldern, und auch recht nahe des Aspangbahnhofes. Und Leute hatten immer etwas abzuholen von dort. Meistens ruhten die Gespanne vor unseren Haeusern aus, dem Gruberhaus und unserem (dem Wanekhaus), da die Bahngasse (das Winkel) dort in die Luydererstrasse muendete und die grosse Ausfahrt vom Steinprucknerhaus, der Spediteurfirma, auf unserer Seite fuer den Rossverkehr sorgte.

Sobald die Gespanne weg waren – nach der Schule natuerlich - war der Otto zur Stelle, um die Rossaepfel einzusammen, im Garten aufzubewahren bis der naechste Besuch zum Schrebergarten und dem Gurkenbeet vorgesehen war. Meine Mutter hatte immer darauf bestanden, dass die Rossaepfel eine vorzuegliche Duengung speziell fuer die Gurken im Schrebergarten waren, mild und effektiv; vielleicht hatte sie Recht. Die Gurken waren meist gross und sehr gut und schmackhaft, trotzdem mochte ich die Gurken nie. Wenn die Gurkenscheiben ueber nacht mariniert waren und dann ausgedrueckt, bevor der Salat gemacht wurde, hatte ich kein Problem. Ich habe das Problem noch heute; ich weiss nun dass die Gurkenproblem mit meiner Verdauung zu tun hat.

### c. Von Hasen und Hennen

Im Wanekhaus konnten wir natuerlich keine Pferde und Kuehe halten, nicht einmal einen Esel, so blieb uns nichts anderes uebrig, als kleinere Tiere zu haben und zu zuechten. Wenn ich sage wir, das war natuerlich meines Vaters Entscheidung. Als ich ein bisschen aelter war, hat mein Vater gemeint, dass wir Hasen und Hennen haben sollten. Hasen, Karnickel, zur Produktion einer Nachkommenschaft, die moeglicherweise zu unserem Fleischkonsum positiv beitragen koennten, Hennen fuer Eier und auch die Hendel zum Essen.

So hat Vater am Ende des Gartens, in der Ecke zum Langhaus einen Hasenstall gebaut. Er war ueber 2 m hoch, so hoch wie die Planke zum Langhaus und wir haben auch diese Planke, ohne zu fragen, als eine Seite unseres "Stalles" verwendet. Die linke Planke war ja die Verantwortlichkeit des Langhauses, wir waren fuer die Planke zum Gruberhaus verantwortlich. Am Ende der Gartens war die Planke des Zugang zum Steinprucknerhaus. Die anderen zwei Seiten des Stalles waren aus Drahtgitter, das von irgendwo herstammte. Am Boden der Gitters war eine 10 cm hohe Holzplanke, damit nichts herauskommen konnte, in den Garten. Auch eine Tuer war da, ebenfalls, aus Drahtgitter gemacht, mit einer Holzumrahmung; dann noch zwei gute Haenger und einem Tuerverschluss. Alles erstklassig vom Vater vom gerauchten Material hergestellt. Wenn man zur Tuer hineinging, sah man die 4 Hasenstaelle je 2 uebereinander, und auf der rechten Seite die Hendelstaende. Das Ganze war ca. 6 x 3 m gross.

Zuerst die Hasen: Wir hatten 4 Haesinnen. Da sich Hasen grosszuegig vermehren, waren fuer uns 4 genug. Jede Haesin hatte gewoehnlich 3 Wuerfe zu je 3-4 kleinen Haeschen im Jahr. Das heisst, normalerweise hatten wir ca. 30-40 Hasen im Jahr zum Essen. Die Hasen im Alter von 6 Wochen bis 4 Monate waren am besten zum Essen. Man konnte sie natuerlich auch essen, wenn sie aelter waren. Sie wurden gabacken, gebraten und paniert.

Obwohl diese Story nur fuer meine eigene Jugend vorgesehen ist, muss ich mir doch erlauben, ueber mein eigenes Leben als Vater zu berichten. Als ich verheiratet war und eine Familie hatte, hatten wir auch bis zu 3 Kaninchen. Die Kinder liebten sie und die Hasen waren fuer sie ein Teil der Erziehung unserer Kinder. Aber die armen Hasen mussten natuerlichen den miserablen Tod geliebter Freunde sterben. Als Mahlzeit fuer die Familie konnte man diese Hasen nie verwenden, daher konnte man keine jungen Hasen produzieren, zur Frustrierung der Frau Haesin. Meine Kinder weigerten sich, die Hasen zu essen, meine Frau weigerte sich, die Hasen zu kochen.. Die



Haesinnen wurden nie zugelassen, nur einmal durch Zufall, als ich auf Reisen war und eines unserer Hasen zufaellig ein Herr Hase war.

Zurueck zur Hasenzucht in Traiskirchen: Die Strategie der Hasenzucht war auf das taegliche Leben ausgerichtet. Wenn die Hasen kleiner waren, die 6 woechigenm, wurden 2 fuer das Sonntagsmahl der ganzer Familie geopfert sonst wurde nur einer gebraucht. Wenn die Hasenmuetter zu alt wurden, wurden auch sie geopfert und eine neue junge Mutter uebernahm ihren Platz.

Die Hasen waren Vaters Verpflichtung. Er sorgte fuer die Kaefige und fuer das Stroh. Er raeumte das verschmutzte Stroh heraus, einmal in der Woche, und gab es auf den Misthaufen neben dem Hasenstall. Im Fruehjahr war der Misthaufen ein ausgezeichnete Kompost fuer den Garten und Schrebergarten. Ich habe es auch so gemacht, als ich meine Familie hatte. Es musste ja der Mist des ganzen Winters verwendet werden. Ihr haettet mein Gemuese und die Blumen, speziell die 36 Rosenstraeucher in Wilmington, sehen sollen, in Beeten 40 cm tief gestochen, ein Traum; wie der Vater so der Sohn.

Da aber die Haesinnen in Traiskirchen mussten und wollten, wurden sie alle drei Monate zum Herrn Hasen gefuehrt. Fuer 50 Groschen tat er seine Pflicht zur Befriedigung der Dame. Nach einer Woche ging Vater und ich wieder zum Herrn Hasen. Sobald die (unsere) Dame traechtig war, liess sie den Herrn nicht mehr heran. So geht's in der Tierwelt und so lernte ich Sexualunterricht, man wusste gar nicht dass es mit Sex zu tun hatte. So war eben das Leben mit den Hasen. Wenn alles gut war und meistens ging es gut, hatten wir genug zum Essen. Und wir liebten unsere Hasen, die Kinigelhasen. Wie ich schon frueher gesagt hatte, war der Vater jedes Mal dabei, beim "Nachjagen" die wirklichen Hasen, die Feldhasen heimzubringen.

*Die Hennen:* Jetzt noch zu den Hennen. Wir hatten drei Hennen, alle waren braune "Legehennen". Meine Mutter hat genau Buch gefuehrt, hat jeden Tag gewusst, welche Henne an diesem Tag legen sollte. Jede Henne hat im Durchschnitt 180 Eier im Jahr gelegt. Ich weiss nicht mehr alle Namen unserer Hennen. Die aelteste war eine sehr aristokratische Henne mit etwas Distanzierungstendenz, aber freundlich. Sie wanderte, den Kopf auf und ab und hin und her bewegend, im Huehnerhaus herum. Die zweite, die Me'isy, war mein Liebling. Sie kam immer zu mir, wenn ich kam und schmiegte sich an, sie war etwas plumper und mehr gesellschaftlich. Die dritte war die Favoritin meiner Mutter. Sie war etwas kleiner, scheu und mehr zurueckgezogen.

Unsere Hendl hatten zwei Funktionen: Eier zu legen und Kueken zu produzieren. Aber im Leben unserer Huehner war das Eierlegen das Wichtigere. Unseren Hendln wurde nur erlaubt den Hahn zu sehen, sobald die Statistik des Eierlegens zurueckging, nach Mutter's Buechlein. Dann wurde der Hahn ins Haus eingeladen (zu einem privaten Besuch zur Dame) – er musste auch ein brauner Hahn sein, wegen der Rassen Reinheit, so wollte es die Mama. Wenn befruchtet (das ging etwas anders wie bei den Hasen), hatten die Huehnereier, den so-geannten Hahnentritt. Wenn das befruchtete Ei geoeffnet wurde, sah man den blutigen Faden des frueh embryotischen Eies. Aber wenn man die Henne brueten liess, dann bekam man in 3 Wochen Kueken. Drei oder vier, auch 5, je nach der Menge der Eier.

Die Kueken wurden aufgezogen und so weiter und so weiter.

Als ich etwas aelter, etwa 8-9 Jahre alt war, und Mutter sich nicht nur um den ganzen Haushalt sorgte, und sich besonders um das Kuchenbacken konzentrierte, sagte sie oft. "Otto geh und greif die Hennen aus" – das hatte ich von Mutter gelernt. Mama hatte mir gezeigt, wie man im richtigen Organ der Henne das kommende Ei fuehlen konnte, Wenn die Distanz richtig war, wusste man, ob auch heute ein Ei gelegt werden wuerde.

Ich muss noch etwas ueber meine geliebte Me'isy sagen. Sie war immer so treu. Zwei bis drei Mal im Jahr legte sie ein Ei mit Zwillingsdottern, das heisst das zwei Dotter zusannebnhingen in einer Eischale und das Ei war groesser. Wenn ich sie ausfuehlte, wusste ich, das es laenger dauern wuerde, bis sie legen konnte. Keine der anderen Huehner konnte das. Wenn ein Hahn rechtzeitig zur Verfuegung gestellt haette werden koennen, haetten sie zweifellos Zwillinge bekommen, vielleicht sogar Siamesische.

Wir haben gewoehnlich den Henderln gebrochenen Kukuruz von der Muehle gefuettert und unsere Henderln haben gekratzt und gekratzt, bis sie alles gefunden hatten. Oft, ja meistens, musste ich fuettern gehen und das Wasser wechseln.

Zum Schluss muss ich noch etwas erwaehnen, an dem ich mit unseren Kleintieren beteiligt war. Wie frueher schon gesagt, war meine Mutter in Velm geboren. Velm, ein einfaches Bauerndorf, hatte auch einen Gaenseteich und viele Gaense. Im Mitte-November bekam Mutter von den Freunden der Familie 2 Gaense, es mussten 2 Gaense sein. Die Gaense wurden in eine fuer sie vorgesehene Kiste gesperrt und geschoppt. Heute ist Schoppen von

Gaensen, wegen angeblicher Tierquaelerei, zumindest in Amerika, nicht mehr erlaubt. Das Schoppen der Gans besteht naemlich aus Zwangsfuettern, ohne die Gaense laufen zu lassen. Da die Gaense nicht herumlaufen durften, wurde ihr Fleisch zart und die Leber riesengross. Die Franzosen nennen diese Leber "foie gras".

Das Schoppen ist eine spezielle Technologie und ich hatte es richtig von der Mama lernen muessen, da es ja meine Verantwortung war, auf die Qualitaet des Gansl's zum Weihnachtfest zu achten. So geht das Schoppen: Man nimmt die Gans aus dem Kasten und der Schopper haelt sdie Gans zwischen die Beine mit dem Schnabel nach vorne (vom eigenen Koerper weg) gerichtet und fuettert die Gans mit wassergetraenkten Nudel, die aus Kleie gemacht waren. Die Nudel durften nicht zu trocken und nicht zu feucht sein, sie mussten aber auch nicht zu gross oder zu klein, sein. Die Gaense sind gierige Fresser, Wenn die Nudel zu gross oder zu trocken waren, war die Gefahr, dass sich das Gansel verschluckte, wenn sie zu klein waren wurde das Gansel zu gierig. Man musste diese Nudeln vorsichtig und geduldig in den Gaensehals, in den Schlund der Gans stecken und geduldig langsam hinunter massieren, und natuerlich zwischendurch der Gans regelmaessig, und es ist sehr wichtig zu wissen, wann, Wasser zu trinken geben und sie zart und langsam, mit Geduld und gutem Gefuehl behandeln.

Der Grund weswegen man 2 Gaense kaufte und parallel fuetterte war, dass manche Leute zu undeduldig beim Fuettern waren und die Gans nicht richtig schoppten. Das hiess, man verlor eine Gans und musste sie vorzeitig schlachten. Ich habe meine Gaense immer vorsichtig beim Schoppen behandelt und es hat ihnen in keiner Weise geschadet; wir haben auch keine "verloren".

#### **d. Vom Schweineschlachten - der Sautanz**

Als ich begann, in die erste Klasse der Volksschule in Traiskirchen zu gehen, das war im Jahre 1933, war unsere Lebenslage ziemlich eingeschaenkt. Vater hatte ja immer Arbeit gehabt und viel gearbeitet. Nicht nur in der Fabrik, von der er die Loehnung bezog. Er uebernahm hin und wieder Gefaelligkeitsarbeiten, fuer die er Freundschaft und Gegenleistungen erhielt. Damals, als kleines Kind, habe ich nie verstanden, wie er das alles machte. Aber Vater, als ansaessiger Traiskirchner, mit Mutters Haushaltshilfe und Hingebung haben das zusammen gemeistert. Wir hatten nie Not gehabt und was viel wichtiger war, wir hatten nie Zwist im Hause Vogl, von dem ich wusste. Es war eine hingebungsvolle einfache Liebe, die ich zuhause lernte.

Mama ist immer auf ihr Recht bestanden und hat alles manipuliert und Vater hat ungefragt das Notwendige herbeigeschafft.

Einmal wurde entschieden, sich auf eine gewisse Zeit unabhaengig vom taeglichen Essenbeschaffen zu machen. Also, im Herbst 1933, wurde beschlossen ein Schwein zu erstehen (naechstes Fruehjahr) und es zu schlachten. Solche Aktiviteaeten hat man auch Sauabstechen oder Sautanz genannt. Wie der Vater die Sau eruierte, kaufte oder durch irgendwelchen zwei- oder dreifaeltigen Tausch erworben hat, weiss ich nicht. Das Schwein zu schlachten, war fuer den naechsten Maerz geplant. Wir erwarteten eine Sau von 200-250 kg (und so schwer war sie dann auch).

Aber ein Schwein zu schlachten ohne besondere Kosten, bedurfte sorglicher Vorbereitungen. Zuerst musste man die Leute haben (die nichts kosteten) und alle Vorbereitungen kostenlos organisieren und taten. Fangen wir zuerst mit der Vorbereitung an.

Fuer eine Schlachtung brauchte man ein Schwein, einen Fleischer (Fleischhacker), und das Brennmaterial, um alles richtig fuer das Heizen des notwendigen Kessels zu haben. So begann man wie folgend. Die Sau war versprochen. Das Wichtigste war nun, das Heizmaterial noch vor dem Winter zu organisieren. Das Erste war – und Vater organisierte alles – das Holz und die “Spriessel” zu erwerben und herzurichten fuer das grosse Fest im Maerz.

In diesem Jahr wollte die Gemeinde Traiskirchen einen Teil der Au zwischen der Traiskirchner Bruecke ueber die Schwechat und den Steg roden. Daher wurden Parzellen ausgeschrieben und auslizitiert in einer Laenge von 100 m laengs der Schwechat. Die Parzellen wurden dann von denen, die Parzellen lizitieren wollten, genau studiert. Wie viele wirkliche Baeume waren in der Parzelle, wie dick waren die kleinen Baumstaemme, wie viel Gestraeuch war da und was viel wichtiger war, wie brauchbar war das Gestraeuch, “Buerdel” daraus zu machen. Vater lizitierte eine Parzelle fuer 100 OeS, sie war etwa 300 m tief. Nun kam die Arbeit.

Zuerst mussten die Arbeiter organisiert werden. Ich war natuerlich zu klein und nur im Wege. Leo, mein Bruder, damals 20 Jahre alt und halbbeschaeftigt, war ein Kansidat, Onkel Hans, ein Bruder meiner Mutter, der in Baden waehrend der Saison Kellner war, war nun arbeitslos und schmarotzte bei uns; er schlief irgendwo in der Wohnng und wurde ernaeht. Leo, Hans und Vater waren zur Verfuegung. Dann war noch der zweite Bruder meiner Mutter, der Onkel Anton, der normalerweise Fleischer beim Fleischhauer Hoeck war,

und jetzt auch arbeitslos war; er wurde auch eingespannt. Ich hatte nie gewusst, was er eigentlich machte als "Arbeitsloser", aber ich weiss nur, dass er hin und wieder mit einem Dutzend Luftballons zum Essen kam, und mir oft einen dieser Ballons gab. Ist er als Hausierer der Ballons herumgewandert, um diese zu verkaufen? Oefters hat er auch bei uns geschlafen und gegessen.

Dann wurde der Toni Onkel wieder, wenn die Saison anfang, vom alten Hoeck Hans aufgenommen. Die Frau des Hoeck Hans' war mit meiner Mutter in die Volksschule in Velm gegangen. Onkel Anton hat die Wuerste fuer den Hoeck gemacht. Er hat die Kuttelflecke im Muehlbach gewaschen. (damals gab es ja keine Oekologie), man wusch eben die Gedaerme der geschlachteten Tiere im Muehlbach und verwendete die nun reinen Gedaerme als Haut fuer die Wuerste, fuer die Blunzn, die Presswurst etc. Damals kuemmerte man sich wenig, was man, oder wieviel man im Wasser des Muehlbaches liess.

Also Onkel Toni wurde auch fuer das Roden der Au eingesetzt, mit Onkel Hans, Leo und Vater. Vater hatte sich natuerlich ein Pferd und einen Wagen ausgeliehen, um das gerodete Holz und die Straeucher nach Hause zu bringen. Man hatte ja nicht viel Zeit. Man musste warten bis die Blaetter des Gebuesches gefallen waren. Und bald wurde es kalt und man musste alles nach Hause bringen oder gebracht haben. Vater hoffte, dass sich niemand eine Erkaeltung zuzog.

Das Wichtigste war auch, die Geraete in die beste Verfassung zu bringen, fuer das Roden der Parzelle. Ich moechte nur erwaehnen, fuer die juengeren Leser, dass es damals keine "chain saws" gab. Die wirkliche Saege fuer groessere Baeume war eine zweihaendige Saege mit zwei Handgriffen am Ende aufrechtstehend, da sie ja fuer zwei Saeger gedacht war. Die untere Saegeseite war etwas gebogen und hatte die Saegezaehne, die fuer das Saegen hergerichtet werden mussten. Jeder der individuellen Zaehne mussten mit einer entsprechenden Zange alternativ nach links und rechts gebogen werden, der Grad der Biegung wurde entschieden fuer die Arbeit, die zu verrichten war. Dann mussten die so gebogenen Saegezaehne mit einer entsprechenden Feile rechts und links gefeilt werden. Nun war man bereit fuers Saegen; – diese Saege war aber nur fuer die dickeren Baumstaemme. Fuer kleinere Aeste wurden andere Saegen verwendet die ich aber hier nicht besonders erwaehnen moechte – sonst kommen wir nicht zum Sautanz.

Es ist unglaublich, was sich da alles gelernt habe. Es war fuer mich so eine Hetz, es musste ja die ganze Parzelle bis auf dem Grund gerodet sein und ich

habe gelernt, dass man manche Sachen im spaeteren Leben zeitgemaess und genau machen muss, wenn das Roden auch eine primitive Landarbeit war.

Die zweite Arbeit war zu Hause. Holzscheitel und Spriessel waren nun im Hof aufgestapelt. Das Holz, die Staemme, wurden in kleine Stuecke geschnitten und auf einem grossen Holzpflöck, der in der Mitte des Hofes stand, wurde das Holz in kleine Stuecke gespalten und die Stuecke aufgestapelt. Ja natuerlich, das Beil, die Hacken, waren auch vorher geschaerft worden.

Nun kamen die Spriessel. Die wurden weit mehr gebraucht als das richtige Holz, und waren sehr wichtig, sowohl fuers Feuermachen im Kessel, der das Wasser zum Schweineschlachten erhitzte, als auch fuers Heizen in der Kueche, die ja auch nebenbei lief. Die Spriessel wurden mit einer kleinen Hacke in ca. 30 cm lange Stueckchen gehackt und aufgestapelt. Aber nicht zu viel; denn sobald genug aufgestapelt waren, wurden diese kurzen Spriessel zu einem Buerdel gepresst, und mit einem ca. 1 mm dicken Eisendraht wurde das Buerdel (ca. einen Durchmesser von  $\frac{3}{4}$  Meter) zusammengebunden. Diese wurden aufgestapelt und fuer den Sautanz laengs der Planke zum Gruberghaus aufgeschlichtet. Die Buerdel wurden natuerlich auch von meiner Mutter fuer das Heizen des alten Ofens und fuers Fruehstueckkochen verwendet. Alles musste ja schnell brennen fuers Fruehstueckkochen. Wir gingen ja alle ausser Haus, Vater zur Arbeit und ich in die Schule.

Nun war alle Arbeit fuer die Vorbereitung des Schweinefestes getan, die Arbeiter wurden verkoestigt, Onkel Hans hatte weiter bei uns gelebt. und alle hatten weiter bei uns schmarotzt, Vater hatte immer alle Mitglieder der Scholzfamilien akzeptiert, wenn sie etwas brauchten. Nun wir waren bereit fuer die Sau.

Der Winter war ueberstanden, das Wetter noch etwas kuehl, aber der Fruehling war vor der Tuer. So wurde der Sautanz festgelegt. Alle Leute waren gesund. Zur Gruppe stiess noch ein Freund vom Onkel Toni, auch ein Fleischer, es gab ja genug zu tun an einem Tag, an dem ein Schwein geschlachtet wurde. Vater hatte sich einen Kessel von jemandem ausgeborgt, ca. 1  $\frac{1}{2}$  hoch mit einem Ofentuerl, das in den Ofen hineinfuehrte, "in dem" der eigentliche Kessel sass, und ein kurzes Ofenrohr hatte, um die Gase herauszuleiten. Zuerst wurden die Spriessel von den Buerdeln im Ofen angezuendet, dann das Holz hineingegeben. Natuerlich war der Kessel erst mit Wasser gefuellt geworden. Der Kessel stand nahe des einen Endes des Hofes, von Buerdeln und Holz umgeben. Da es ja nur eine Wasserleitung im

Schupfn gab, wurde der Kessel nahe der Schupfntuer gestellt und mit einem frisch gereinigten, emaillierten Kuebel mit Wasser gefuellt. Vater hatte acht gegeben, dass die Buerdeln, und das Holz, das ja nahe der Planke zum Gruberhaus aufgeschichtet waren, ueber den Winter mit Dachpappe belegt waren, damit sie gut ausgetrocknet waren, nicht nass geworden wurden und trocken blieben fuer den Sautanz.

Es war noch dunkel als die Prozedur begann. Mama war die Heizerin und die Wassertraegerin fuer das Wasserhitzen -- man brauchte ja genug heisses Wasser fuers Waschen, Auswaschen und Kochen der Wuerste.

Auf der anderen Seite des Hofes, beim Brunnen, wurde der Sautrog, mit den 2 schweren Ketten, fuer das Abstechen hergerichtet. Beim Brunnen gab es ein Rinnsal, dort konnte man das Wasser ablassen, das ging dann in die Sickergrube. Ein alter Waeschetrog diente fuer die Abfaelle. Das Kolophonium war auch bereit. Dann wurde das Schwein geholt, etwa 200-250 kg schwer und durch den Eingang - mit seinem Steinboden - in den Hof getrieben. Dort wurde es betaeubt, gewaschen und in den Sautrog gelegt.

Jetzt kamen die Fleischer zum Zug, um das Schwein abzustechen, das war ja kein Problem. Das Blut wurde sorgfaeltig aufgefangen, man brauchte es ja fuer die Blutwurst, die Blunzn. Nachdem das Schwein voellig ausgeblutet war, wurde heisses Wasser vom Kessel auf das Schwein gegossen, bis es fast voellig bedeckt war, dann das Kolophonium zugegeben. Es muss noch ein vierter Mann dabei gewesen sein, ich kann mich nicht mehr genau erinnern. Und die 4 Starken haben das Schwein mit beiden Ketten hin und hergezogen und gewaelzt, um die Borsten zu entfernen. Nachdem die Borsten weg waren, wurde das Schwein nochmals gewaschen und dann ging's zum Ausnehmen. Jeder der Beschaeftigten, hatte natuerlich alles besser gewusst. Keiner war ein richtiger Professioneller, sie waren alle nur Pfuscher mit ausgeborgten Werkzeugen. Natuerlich musste Vater dauernd die kleinen Wattleien der Besserwisser schlichten.

Zwischendurch hatte die Mama den Kessel bedient, jemand hat das heisse Wasser mit einem anderen Kuebel zum Schwein gebracht. Das Ausnehmen der Sau begann. Die Innereien kamen heraus, der Magen und die Gedaerme wurden herausgenommen, der Inhalt der Innereien herausgewaschen. Was besonders wichtig war, war die Galle rechtzeitig und richtig herauszuschneiden. Die Galle anzuritzen, haette einen schwer zu entfernenden, bitteren Geschmack hinterlassen. Die reinen Gedaerme brauchte man ja fuer die Wuerste und den Magen fuer die Presswurst. Dann

wurden noch Leber, Nieren, und Milz und herausgeschnitten, die spaeter fuer andere Dinge, Wuerste, benoetigt wurden.

Die ersten Wuerste, die gemacht wurden, waren die Blutwuerste, die Blunzn, meine geliebten Blunzn. Aber dann war es Zeit zum Rasten, es war nun schon 8-8:30 Uhr und die Schwerarbeiter waren hungrig. Da die Mama nicht mehr beim Kessel gebraucht wurde, wurde sie zum Fruehstuecksmachen verurteilt. Es wurde natuerlich von dem gegessen, was schon da war mit einem grossen 2 kg Laib schwarzen Roggenbrot, den die Mutter den Tag vorher selber gebacken hatte. Nach einer kurzen Rast ging's wieder los; nun kamen die Wuerste daran.

Jetzt war der kleine Otti schon erschoept vor Aufregung und Muedigkeit vom Zuschauen und musste ein Schlaefchen machen. Daher habe ich von der naechsten Periode nicht so viel zu berichten.

Das kleinere Zeug war ja getan, nun ging's um die groesseren Sachen. Das Fett wurde herausgeschnitten und in zwei Teile geteilt; das eine war der Schmer, der die Mutter fuer den Schmerstrudel aufhob. Der Schmer war das etwas faserig durchzogene Fett.

Die weitaus groessere Menge des Fetts war weich und wurde zum Auslassen verwendet. Zusammen mit ihren Bruder Toni, dem Fleischer der Familie (Scholz) hatte er mit seinem Freund das Fett in kleine 1-2 cm Wuerfel, geschnitten und geschmolzen, "ausgelassen". Das geschmolzene Schweinefett, das Schmalz, wurde in irdene Thesen gegossen und im Keller abgestellt. Die faserigen Ueberreste des Fettes wurden mittels eines Pressiebes, von Fett weitgehend befreit und dienten als Grammel sowohl zum "so" essen mit Brot und Salz oder auch zum Kochen, wie zum Beispiel fuer Grammelknoedel und Schmerstrudel, Spezial-Meisterspeisen meiner Mutter.

Jetzt war es beinahe mittags, die Leute waren wieder hungrig oder wollten auch schon nach Hause gehen. Jetzt ging es aber erst richtig los. Die grossen scharfen Messer wurden geschwungen und die Fleischhacker liessen den kleinen Otti nicht mehr zu nahe heran. Jetzt schnitt man das Bauchfleisch zurecht, die Karrees, der Lendenbraten wurde herausgeloest. Natuerlich wurden die Schnitzel von der Schulter geschnitten und die Stelzen hergerichtet.

Vater muss Etliches zum Selchen hinausgeschickt haben, man konnte ja das alles nicht auf einmal essen. Wahrscheinlich hat er den Arbeitern auch etwas



fuer Mithelfen gegeben. Ich kann mich nur auf etwas erinnern, dass ich damals interessant fand, und auf das mich meine Freundin Hertha Staska voriges Jahr beim Mittagessen beim Gasthaus Maschler in Wienersdorf erinnert hat. Wir hatten beim Sautanz ein Fassel gehabt, um einen Teil des Fleisches "in die Sur" zu legen. Die Sur ist eine Loesung von Nitraten und Nitriten, die den bakteriellen Angriff am Schweinefleisch verhindern. Die Hertha (Staska) isst noch immer gerne Surschnitzel. Und damals hatten wir ein Fassel wo wir das Fleisch "in die Sur" legten. Und etliches des Saufleisches, dass zur "Sur" diente, wurde, entsprechend geschnitten, in die "Sur" gelegt fuer die Familie Vogl, fuer das kommende Jahr.

So ging ein Tag zu Ende, der fuer einen kleinen Buben, wie mich, zu Ende, Die Erlebnisse des Tages waren sehr eindrucksvoll und sie haben mir viel gelehrt. Es war ein Lebensereignis auf das ich mich sehr genau, sogar nach ueber 75 Jahren ueberraschend lebendig, noch immer erinnere. Vielleicht erinnere ich mich an diesen Tag in solchem Detail, weil wir oft darueber gesprochen haben. Interessant, wenn ich zurueckdenke, dann gab es Jahre in meinem Leben, an deren Ereignissen ich mich kaum erinnere.



*Vogl Zimmer, Stadtmuseum Traiskirchen*



*Direktor Reinhard Goetz*

Zu meinem 70igsten Geburtstag hat die Stadt Traiskirchen mir im Stadtmuseum einen permanenten Schauraum gewidmet, der ein Teil des Museums ist. Er wird vom Direktor Reinhard Goetz verwaltet und ist in der Webseite [http://works.bepress.com/otto\\_vogl/219/](http://works.bepress.com/otto_vogl/219/) zu finden.

## H. Ahnen und Vorfahren

Wenn man heutzutage in einen Lebenslauf liest, der fuer eine Anstellung oder fuer ein anderes Gesuch vorbereitet ist, findet man, dass es nicht mehr ueblich ist, zu sagen, wann, wo und wie man geboren wurde. Ist es nicht erlaubt, geniert man sich, zu sagen, von wem man abstammt, wer die Eltern waren, wo man geboren wurde und wo man aufwuchs? Man sieht selten ein Bild der Person, die dem Lebenslauf schreibt. Es ist nicht mehr Usus, zu erwaehnen, von wo man her ist, dass man irgendwann geboren ist, wer die Eltern oder gar die Grosseltern waren, die Brueder oder Schwestern oder andere Mitglieder der naeheren oder weiteren Familie. Das hat auch gute Gruende. Man versucht, das Leben und die Gesellschaft zu homogenisieren. Wir sind ja jetzt eine globale Gesellschaft und geniieren uns unserer Vorfahren.

Als ich ein Junge war, hat meine Mutter mir viele Geschichten und Legenden ueber die Vorfahren ihrer Familie erzaehlt. Sie hat mir von den Leuten erzaehlt, von denen wir abstammten und deren DNA wir tragen. Schliesslich war sie eine traditionelle Mutter, die stolz auf ihre Familie war, und wusste, wer die Verwandten waren und was sie gemacht haben und die Lebenden noch immer machten, und war stolz auf sie. Mama's Geschichten waren in ihrem Leben verwurzelt, in der Geburtsgemeinde Velm und den umgebenden Orten im Umkreis von 10-20 km. Man musste ja zu Fuss gehen, und das waren Distanzen, die eine Hausfrau ohne Transportmoeglichkeiten, zu Fuss in einem Tag kaum schaffen konnte. Und Uebernachten ? Kaum. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir je in Velm uebernachtet haben. Meine Mutter konnte nicht fahrradfahren.



*Vater*



*Mutter*

*Gattin*

*Vater*



*Mutter 59'*

Als ich 13-14 Jahre alt war, im Sommer 1941, dachte ich mir, es waere interessant, mehr ueber meine Vorfahren zu wissen und dokumentiert zu haben, d.h. meinen, den Stammbaum unserer Familie soweit es moeglich war, zu eruieren.

Die Vogl Familie kam von der Gegend Traiskirchen und Moedling, meine Mutter war eine Velmerin. Velm ist ca. 8 km von Traiskirchen weit weg und so war es mir moeglich, Velm und die benachbarten Doerfer die alle nicht mehr als 5 km voneinander entfernt waren, per Rad zu erreichen. Die Doerfer waren alle durch kleine Landstrassen verbunden und es gab nicht sehr viel Verkehr. Das Land war sicher und niemand, speziell als Kind, wurde belaestigt, sondern beschuetzt. Es gab kaum Autos oder landwirtschaftliche Maschinen auf der Strasse, meistens Pferde gezogene Wagen.

#### **a. Der Stammbaum**

Ich war immer stolz gewesen, genau zu wissen, von wo ich her bin. Ich bin auch heute noch stolz auf meine Eltern und Grosseltern. Sie sind es ja die mich in die Welt gesetzt haben, die mir ermoeeglicht haben, eine erfolgreiche Karriere zu erreichen.

So bin ich schon als junger Mensch auf die Idee gekommen, herauszufinden, wer meine Ahnen waren. Ich begann damit im Sommer 1941. Ich war das Jahr vorher in Ungarn auf Sommeraufenthalt gewesen. Meine Mutter hatte diesem Sommer zu tun, und ich habe angefangen, unabhaengig zu werden. Obwohl ich gerne gelesen habe, Lesen kann man nur soviel, aber es hat seine Grenzen, dann wird es zu fad und zu eintoenig. Ich wollte (auch damals schon) etwas Aktives, Positives tun und nicht nur vom Geschriebenen anderer Leute unterhalten zu werden.

Die Schulfreunde, deren Eltern einen Bauernhof hatten oder einen Weingarten, mussten zu Hause bei der Arbeit mithelfen. Meine Mutter hatte genug zu tun mit der Hausarbeit, dem Garten und dem Schrebergarten. Vater war mit den Hausreparaturen bei uns und bei Freunden beschaeftigt. Das waren alles kurzfristige Angelegenheiten, die sie gerne machten und machen mussten.

Ich hatte Gelegenheit ein paar Mal das Haus meiner Scholz Grosseltern in Velm, zu besuchen. Beide waren zwar schon tot, aber ich hatte die Velmer Atmosphäre gerne, das Familien Geschaeft, die Greisslerei, die jetzt meine

Taufgodl, die Tante Loisi mit ihrem Mann leitete, hat mir immer gefallen. Noch dazu hielt die Scholzsippe enger zusammen, als die Vogl's. Ich war etwas ein Aussenstehender fuer die Traiskirchner, da die Vogl Sippe nicht sehr zusammenhielt. Dazu kam noch, dass ich nun in die Oberschule in Baden in die Schule ging. Ich war aber trotzdem an die Traiskirchner Familie gebunden und ich ging noch in die Kirche oder mit Buben, die in die Kirche gingen.

So kam der Sommer 1941. Ich hatte mein Fahrrad. Nicht mein eigenes, sondern den Kraxen meines Bruders Leo. Ich kannte es gut, da ich es ja oft benutzt hatte und auch im Fruehjahr und Herbst auseinandernahm und pflegte, die Patschen flickte. Ich kannte das Rad und schaezte es. Es war zwar ein bisschen gross fuer mich, schwer zu treten und auch zu schieben. Ohne Kupplung musste man natuerlich oft gehen und das Rad schieben, auch um einen kleinen Huegel zu bewaeltigen.

Meine Ambition, die Herkunft meiner Ahnen zu bestaetigen und zu legitimieren war meine erste Erfahrung als Forscher. Niemand hat es mir gezeigt oder erklart – ich habe es erlernt, durch Unterhaltung mit vielen Leuten und Beamten. Ich habe gelernt wie man Eintragungen von Taufen, Heiraten und Tod vergleichen musste, sie zu eruieren, nachzuschauen und zu bestaetigen. Die Buchstabierung von Namen vor 1800 aenderte sich innerhalb der 3 Grunddokumente, die Handschrift war manches Mal nicht so leicht zu lesen. Die Priester und deren Sekretaere frueherer Zeit hatten mehr auf die Applikanten fuer das Dokument gehoert und geglaubt. Sie hatten nicht die Schreibweise genau untersucht, oder ueberprueft; entweder direkt oder an Hand von Dokumenten, die ihnen vorgelegt wurden. Noch dazu kam, dass viele Leute zu dieser Zeit weder gut Lesen, noch Schreiben konnten und nur begrenzt gebildet waren. Die meisten Leute schrieben kurrent, wie es in der offiziellen Schreibweise ueblich war, aber manche verwendeten eine gemischte Schreibweise.

Etwas, was ich natuerlich nicht wusste, als ich anfang meine Ahnen zu erforschen, war, dass ich experimentell meine Lebenszukunft entwickelte: die Forschung. Das logische Zusammenkleben von Ereignissen, das Suchen, das Zusammentreffen von scheinbar nicht zusammengehoeerigen Dingen. Ich lernte Handschriften zu entziffern, und Geschichte zu verstehen, meistens lokale Geschichte. Ich erfuhr, was Leute mit ihrem Leben machten, wie erfolgreich und unfaeig manche waren – welche gewannen und wie die anderen sich verhielten, die verloren. Ich lernte Freuden und Tragodien zu erfassen, von Leuten die ich nicht kannte und die vor vielen Jahren gelebt hatten. Ich lernte, wie das Leben und die Gesellschaft funktionierte. So habe

ich Forschung – Ahnenforschung gelernt und spaeter in wissenschaftliche Forschung uebertragen – sozusagen von meiner eigenen Erfahrung gestohlen.

Wer hat mir dabei geholfen? Meine Mutter natuerlich, ihre Denkungsart war ambitioniert, sie hat alles fuer mich getan, um meine Hingebung, mein Hobby zu unterstuetzen. Sie hat mir manche Groschen zugesteckt, fuer Sachen, die sinnlos und unnoetig erschienen, wie Kopieren, Notarisieren. Sie fand hin und wieder ein paar Groschen und Schillinge fuer die Kosten von Papier, Bleistifte und den Radiergummi. Der war ja nicht am andern Ende des Bleistifts, wie heute, man musste ihn separat kaufen (oder einen Gebrauchten stehlen).

Die katholische Kirche war damals die Staatsreligion von Oesterreich und spielte eine wichtige Rolle. Die Kirchen hatten ausgezeichnete Kirchenbuecher und beschrieben genau Geburt, Hochzeit und Ableben. Jedes Kind wurde zuhause von der Hebamme geboren, dann kirchlich getauft, gewoehnlich eine Woche nach der Geburt, ging nach der ersten Volksschulklasse zur Erstkommunion und, wenn es ungefaehr 12-13 Jahre alt war, zur Firmung. Wenn die jungen Paare bereit waren, die Ehe zu schliessen, heirateten sie in der Kirche. Nur der Pfarrer hatte die Autoritaet eine Hochzeit zu vollziehen. Wenn die Person starb, wurde sie, nach der letzten Oelung in der Kirche eingesegnet und dann begraben. Daher waren alle wichtigen Ereignisse des Lebens der Buerger in den Kirchenbuechern eingetragen. Daher musste man verstehen lernten, wie diese drei grundlegenden Dokumentationen in der richtigen Reihenfolge durchgefuehrt wurden.

Es gab noch ein anderes riesiges Problem um den ununterbrochenen Stammbaum zu entwickeln, das nicht so leicht zu loesen war. Manches Mal waren Kirchenbuecher verlorengegangen und 20-30 Jahre waren undokumentiert. Ich konnte manches Mal diese fehlende Folge ueberbruecken ueber die Kombination Taufe, Heirat und Tod. Aber wenn sich die Buchstabierung aenderte, war es schwer, die Ueberbrueckung fehlerfrei zu machen. Und wenn es nicht verlaesslich ging, war fuer mich, der grossen Wert auf Genauigkeit hielt, diese Sequenz unterbrochen. Dann gab es das Problem, dass Vorfahren von irgendwo zugewandert waren, aus anderen Teilen der Habsburger Monarchie. Wenn ich in diesen Gegenden anfragte, speziell wenn es in einem nun anderen Land gelegen war, haben mir die Bureau's dieser nun neuen Gemeinden manches Mal nicht geantwortet.

Die Pfarrer, Seelsorger und Interessierten halfen mir mit grosser Hingebung und Enthusiasmus dem Buben und waren ueberrascht, dass ein Bube so etwas unternommen moechte, in der Hitze der Sommerferien, anstatt zu faulenzen oder zu spielen.

Ich war scheinbar ununterbrochen am Fahrrad auf den Weg zu den Aemtern in Himberg, Gramatneusiedl, Ebergassing, Moosbrunn, Unterwaltersdorf und Ebreichsdorf, in manchen Faellen mehr als einmal. Da man nicht wusste wann Amtsstunden waren oder wann das Amt Mittagspause hatte und man ja kein Telephon hatte, musste man eben weder kommen um eine Verabredung zu arrangieren, und kommen, wenn die Tuere offen war. So radelte ich zur Kirche, nahm eine Verbindung auf, machte eine Verabredung und kam ein anderes Mal wieder.

Ohne die Pfarrer, Seelsorger, Schreibkraefte und Interessenten, die dem Buben unter die Arme griffen, wenn er nicht weiter konnte, haette ich es nicht geschafft. Ueberall hat man mir bei der Zusammenstellung meines Stammbaums geholfen. So ging es los: Die Kinder wurden zu Haus von einer Hebamme geboren und kirchlich getauft. Man verliebte sich und heirate. Nur die Kirche hatte die Authoritaet, Verehelichungen durchzufuehren. Man konnte nicht geschieden werden und man starb zu Hause, wurde eingesegnet und begraben. Man konnte schon geschieden werden aber die Kirche musste die Ehe ungueltig erklaren (anullieren).

Und nun zur eigentlichen Forschung: Ich habe gelernt, die Eintragungen der Taufe, Hochzeit und der Todesurkunde zu vereinigen. Alles wurde nochmals durchgesehen und wenn zumindest 2 Eintragungen uebereinstimmten – hurra - die Verbindung war verlaesslich und der Stammbaum war einen Schritt weitergekommen. Meine aelteste Eintragung, die ich finden konnte war die Todesanzeige eines Vorfahren vom Jahre 1638. Die Todesanzeige beschrieb, dass mein Vorahne im Alter von 104 Jahren starb, so musste er 1534 geboren worden sein. Aber war die Buchfuehrung korrekt und war er wirklich 104 Jahre alt, als er starb??

Ich musste verstehen lernen, dass man alles, jede Studie genau und viel Male ueberprueften musste und das Resultat nicht dem Zufall ueberliessen konnte, falls die Dokumentation moeglich war. Ich begann zu verstehen, dass, wenn man dann bis vor 1750 vordrang, alles schwieriger wurde. Die Buchfuehrung wurde weniger genau durchgefuehrt, und die allgemeinen Regeln der Buchfuehrung nicht immer befolgt. Die meisten "gewoehnlichen" Leute waren mehr oder wenig Illiterat. Wenn man ins fruehe 18. Jahrhundert vorstiess,

wurde die Beschreibung der Eltern des Neugeborenen seltener und die Ehefrau nur mit ihrem Vornamen erwähnt. Auch Geburtsort, Heiratsort und Sterbeort waren nicht immer verlässlich, oder gar nicht erwähnt.

Fast alle Dokumente vor 1850 waren kurrent geschrieben, und die Schreibweise war nicht immer einheitlich. Dann war es schwer oder nicht möglich, zur nächsten Generation weiterzuschreiten. Auch fand man die Buchstabierung bei Tauf-, Heirats- und Sterbedokumenten etwas verschieden und ich musste alle Daten, wenn möglich, genau vergleichen. Manches Mal wurde auch lateinisch geschrieben. Man soll nicht vergessen, dass ja Latein die Kirchensprache und auch die Sprache der besseren Gesellschaft (außer Französisch) war. Dann kamen noch die Einwanderungen. Die Scholz' kamen von Zickau in Schlesien im 17. Jahrhundert auch die Vogl's angeblich von der Gegend nahe Prag im 18. Jahrhunderts.

Ich habe am Ende des Ahnen Kapitels einige Tabellen beigelegt: 1.) Den Stammbaum meines Vaters Franz Vogl. 2.) Die Vogls, meine engere Verwandtschaft; 3.) Die Vogls, den Stammbaum meiner engeren Familie; 4.) Der längste Stammbaum der Vogl/Scholz Familie beginnend mit meinem erstgeborenen Enkel Kyle Vogl, der ja der Vogl "Dauphin" ist. Dieser Stammbaum geht zurück bis zum ersten nachweisbaren Scholz in 20 Generationen; 5.) Den Stammbaum meiner Mutter Leopoldine Scholz; 6.) Die Leopoldine Scholz Familie; 7.) Dann habe ich auch noch einen chemischen Stammbaum von mir beigelegt, den mir mein Kollege Robert Rosner zu meinem 70igsten Geburtstag zusammengestellt hat.

Als ich jung war, sind die Leute nicht viel gereist oder zumindest nicht zu weit gereist; vielleicht zu den Eltern, falls sie nicht im Orte wohnten oder zu den Großeltern. Mehr als den Eisenbahn Zug oder den Bus gab es nicht, und das kostete Geld, nahe der Grenze der Ausgaben, die man sich leisten konnte, oder wollte. Familien blieben im Ort, die Kinder blieben im Ort, man heiratete jemand vom Ort, oder im schlimmsten Falle, vom Nachbarort.

In meinem Falle, Vater war ein Traiskirchner, in Traiskirchen geboren. Er hatte eine Velmerin geheiratet, durch Zufall. Er lernte sie kennen, da ihr Vater, der Anton Scholz, eine Filiale seiner Velmer Greisslerei in Traiskirchen gegründet hatte, und seinen Sohn Josef mit der Leitung betreut hatte. Der Josef war oder wurde ein Freund meines Vaters. So ging es eben damals.

Aus Bequemlichkeit, separiere ich meine Ahnenforschung in zwei Teile. Die Ahnen der Vogls und die der Scholz'-meiner Mutter. Die Vogls waren die

Traiskirchner, die Scholz' die Velmer. Wie es normal war, die Mutter Familie beeinflusste die Familie staerker. Es ist ja noch immer so, auch bei uns in Amerika. Meine Mutter war eine Velmerin. Mein Vater war ein Traiskirchner, der seine Freunde in Traiskirchen hatte. Er hat mir selten von seiner Familie und auch nicht von seinen Freuden der damaligen Zeit erzahlt. Als er es wahrscheinlich wollte, war ich zu jung und dann war ich nicht mehr zu Hause. Was haette ich gegeben und wuerde heute noch geben, als die paar Jahre in den spaeten 30iger Jahre, mit meinen Eltern wieder zu leben. Ja, mein Vater hat mich in diesen Jahren vieles gelehrt, vieles habe ich von meiner Mutter gelernt. Von ihr lernte ich das Alltaegliche, wie man sich so durchs Leben schlaegt, durchwurstelt; das Tauschen und Austausch, habe ich vom Vater gelernt. Die Flexibilitaet mit Leuten zu leben, sie zu manipulieren, hat er mir gezeigt, es mir nicht "gepredigt", sondern alles mit Beispiel praktiziert. Deswegen habe ich es das Meiste mit Neugierde akzeptiert und kaum bezweifelt. Dieser Stil hat mir im Leben auf weitaus hoeherer Ebene, und bei internationaler Zusammenarbeit, unendlich geholfen.

Meine direkten Ahnen, die Grosseltern habe ich kaum persoendlich gekannt. Meine letzte Grossmutter ist gestorben, als ich 6 Jahre alt war. So konnte ich nie richtig meine Grossmuetter umarmen oder auf dem Schoss meines Grossvaeters sitzen. Das habe ich sehr bedauert, un es fehlt mir heute noch. Ich habe meine Grossmutter vaeterlicherseits, die Theresia Kohlhofer, nie gekannt. Sie starb nicht lange nach der Geburt meines Onkels Josef, als mein Vater kaum 6 Jahre alt war. Grossvater Vogl hat sich noch dreimal verheiratet. Die letzte Frau des Amton Vogl lwar viele Jahre juenger und wurde von der Familie nicht wirklich anerkannt, daher auch die Entfremdung meines Vaters mit seinem Vater. Meine Eltern haben einige Jahre, die ersten ihrer Ehe, in Voglhaus auf der Tribuswinklerstrasse gewohnt. Ich habe vor kurzem die Pate meines Grossvater Anton Vogl (+1931) gefunden. Es steht darin, mein Grossvater Anton Vogl waere ein Musiker gewesen. Meine Mutter hat nicht viel von ihm gesprochen und ich habe ihn nur ein paar Mal gesehen. Mein Leben begann in der Luydererstrasse.

## **b. Die Vogl Familie**

Dier Anfang der Herkunft der Familie meines Vaters war leichter zu verfolgen, da Traiskirchen bis 1688 ein Bischofssitz war und konsequenterweise, auch spaeter, eine gute Buchfuehrung hatte. Ein Teil der "alten" Voglfamilie kam von Moedling und auch Moedling hatte eine wichtige Kirche, die Othmarskirche. Sie war auch ein Bischofssitz und daher auch gut dokumentiert.





*Theresa (Vogl) Mack*



*Maria „Mitzi“ Vogl Fuchs*



*Josef Vogl*



*Der junge Franz Vogl*

Vater's Vater Anton Vogl hatte 4 Kinder. Die Aelterste, genannt Theresa wurde im Jahre 1884 geboren und war fuer mich die Tante Resi. Sie heiratete einen Ferdinand Mack. Ich wusste nicht zuviel von der Mack Seite der Familie, nur dass der Ferdinand Mack ein Restaurant on Wien gehabt hatte oder noch immer hatte, das "Kaiser von Oesterreich" am Heumarkt, am Eck vis a vis des Stadtparks. Heute glaube ich, heisst es "Dubrovnik". Das Restaurant florierte eine Weile sehr gut, aber nach dem ersten Weltkrieg, als viele Unternehmen in Oesterreich bankrott machten, machte auch der Mack Ferdl bankrott. Die Familie - Tante Resi, mit den Kindern zog nach Muerzzuschlag in der Steiermark. Warum nach Muerzzuschlag, weiss ich nicht. Aber die Macks kauften das Buffet im Kino, brachten sich viele Jahre verhaeltnismaessig gut durch, und wurden angesehene Buerger in der Stadt. Onkel Ferdinand (Mack) ist im Jahre 1945 gestorben.

Tante Resi hatte 4 Kinder, zwei Buben, den jungen Ferdinand, Ferry genannt, und Erwin, und zwei Maedchen, die Anna und die Hilde. Alle sind jetzt verstorben, aber der Sohn des Erwin, der Erwin jr., und ein Teil seiner Familie lebt weiterhin in Muerzzuschlag. Der junge Erwin Jr. wurde und ist noch der Bezirkthauptmannstellvertreter des Bezirkes Muerzzuschlag. Ich bin noch immer in guter Verbindung mit ihm. Mein Vater liegt im alten Mackgrab (den Eltern des alten Ferdinand) begraben, im Zentralfriedhof der Stadt Wien, gleich hinter den Praesidenten der Republik Oesterreich und den frueheren Prominenten des Landes Oesterreich in ihren Ehrengraebem. Seit kurzem bin ich auch wieder in Verbindung mit Monika Toldrian, der Tochter der Anni Mack.

Die Tante Mitzi, geboren im Jahre 1886 heiratete den Ferdinand Fuchs, den ich immer Ferry Onkel nannte. Das Ehepaar Fuchs hatte keine Kinder. Aber Tante Mitzi hat fuer mich in den ersten 2-3 Jahren nach dem Kriege, als ich anfang an der Universitaet zu studieren, gesorgt, und mich verkoestigt. Ich habe sie und Onkel Ferry immer sehr geschaezt, und viel von ihnen gehalten.

Anton Vogl mit seiner Frau Theresia, geb. Kohlhofer, hatte nachher einen Sohn, geboren 1889, den Franz. Das war mein Vater. Er wuchs in Traiskirchen auf und ist auch dort in die Schule gegangen. 1912 wurde er zum Militaer eingezogen; nach seiner Pflichtdienstzeit brach der I. Weltkrieg aus. und er hat den ganzen Krieg unverletzt ueberlebt. Zuerst war er am russischen Kriegsschauplatz. Er erzaehlte mir manches Mal ueber Przemysl und Lemberg (heute Lviv in der Ukraine), wo er scheinbar bei der Kavallerie diente. Er liebte sein Pferd, das ihm zugeteilt war und war sehr um dessen Wohlergehen besorgt. Spaeter war der Vogl Franz im Kriegsschauplatz in Italien und hat an zwei der letzten Isonzoschlachten teilgenommen. Obwohl er mir manches darueber erzaehlt hatte, ist er nie ins Detail gegangen. Das naechste Ereignis war, dass er meine Mutter im Mai 2, 1920 heiratete.

Nach meinem Vater wurde dem Anton Vogl und seiner Frau Theresia noch ein Knabe geboren, und zwar im Jahre 1891 mit Namen Josef. Josef verliess schon als Junge das Anton Voglhaus und ging zu einem Schildermaler Berger

## 1. Generation

Vogl, Franz  
1889

## 2. Generation

Kohlhofer, Theresia  
1859Vogl, Anton  
1958

## 3. Generation

Zoehlong, Theresia  
1828Kohlhofer, Laurenz  
1817Glessner, Maria  
1828,Vogl, Anton  
1826

## 4. Generation

Vogl, Anton Moedelhammer, Magdalena Glessner, Josef Doblinger, Barbara (Dopplingerin) Kolmhofer, Johann (Baptist) Jaegi, Maria Anna Zechling, Adam Gamauf, Anna Maria  
1796 1799 1798 1787 1791 1803 1805

## 5. Generation

Vogl, Franz Kaesz, Anna Moedelhammer, Karl Mayerhofer, Maria Anna Glessner, Jacob Hiedl, Maria Anna Doblinger, Michael  
1748 1754 1767 1780

Luttenfeller, Barbara Kolmhofer, Laurenz Partman, Barbara Jaeckl, (Jag) Jakob Willixhofer, Maria Theresia Zoehling, Johann  
1751 1756 1762 1767 married 1801

Steurer, Franziska Gamauf, Anton Halden (Haden), Theresia  
1765 1774

## 6. Generation

Moedhammer, Jacob Haintz, Dorothea Mayerhofer, Johann Georg Rustwurm, Maria Barbara Goisser, Johann Huepfel (Hoeplin), Elisabetha  
1709 1708 1712 1720 1733 1725

Hiedl, Johann Adam Amonn, Juliana Kolmhofer, Kaspar Pauer, Anna Maria Partmann, Michael N. Barbara Jaekhel, (Jaeckl), Josephus  
1743 1751

Samm, Maria Elisabetha Willixhofer, Joannes N., Maria Anna

## 7. Generation

Moedhammer, Georg N. Susanna Haintz, Matthias Wilt, (Willischer) (Willischin), Dorothea Mayerhofer, Michael Laengel, Barbara Rustwurm, Urban Freyter, Barbara  
Goisser, Paulus Pock, Anna Maria Hipfel, Hans Jakob Muhner, Gertraudis Hiedl, (Huedl) Melchior Baemer, Barbara Amonn, Leopoldus Stolzeneder, Anna Maria  
Pauer, Adam Theresia Jaeckli, Johannes Stoellner, Theresia Samb, Georg Hon, Maria Elisabeth

## 8. Generation

Haintz, Martin N. Sabina Wischer, Martin N. Anna Rustwurm, Johann N. Christine Freyter, Adam N. Anna Gosser, Andreas N. Margaretha Pock, Simon N. Katharina  
Huedl, Johann N. Katharina Amon, Gabriel N. Maria Stoltzeneder, Josephus N. Maria Magdalena Jaeckl, Johannes N. Dorothea Samb, Martin N. Ursula Hon, Micael  
N. Margaretha

diee Generation wahrscheinlich geboren ~1650

Vogls			
Anton Vogl			
18.02.1856			
10.03.1934			
Theresa (Ferdinand)	Maria (Ferdinand)	Franz (Leopoldine)	Josef (Aloisia Berger)
(Mack)	(Fuchs)	(Vogl)	(Vogl)
09.02.1884-19.03.1973	07.02.1886-06.06.1969	10.11.1889-18.06.1956	24.5.1891-14.07.1965
29.10.1877-04.01.1945	11.4.1895-27.08.1951	05.11.1992-31.07.1976	7.1.1901-5.5.1991
Leopold (Hermine)		Otto (Jane)	Else
(Vogl)		(Vogl)	(Vogl)
20.09.1913-21.05.1989		06.11.1927-	23.11.1927-22.10.1955
16.12.1914-12.04.1945		06.06.1932-	
Theresa (Ferdinand) Mack			
Ferdinand (Maria, Miltzl)	Erwin (Gertrude)	Anni (Theodor)	Hildegard
(Mack)	(Mack)	(Hergeth)	(Mack)
22.11.1903-20.02.1972	18.09.1911-18.07.2005	22.05.1905-10.02.1986	24.07.1016-01.03.1992
10.04.1904-15.02.1971	07.07.1914-18.05.1995	19.08.1902-10.10.1945	
Erich (Annemarie)	Erwin (Irmtraut)	Heide( Menelaos)	Monika( Gerhard)
(Mack)	(Mack)	(Ditsios)	(Toldrian)
22.03.1935-20.06.1996	23.06.1943	27.09.1941	22.09.1940
13.07.1939	08.02.1946	17.10.1935	19.07.1939
Petra (?)	Gerhard(Sandra)	Birgit	Erwin
(Mack)	(Mack)	(Mack)	(Ditsios)
10.04.1969	08.06.1943	23.06.1970	18.12.1979
+13.06.2003			





*Franz Vogl*



*Josef, Mitzi & Franz Vogl*



*Franz Vogl, als Veteran Musiker*

in die Lehre in Baden. Letztlich heiratete er die Berger Tochter Aloisia. Als Schwiegersohn seines Chefs, uebernahm er das Geschäft der Schildermalerei in der Jaegerhausgasse in Baden und blieb sein Leben lang in Baden. Nebenbei malte Josef auch Landschaften (in Oel) und hatte als zweites "hobby" ein kleine Schnapsbrennerei, versteckt im Hinterhof. Sein Zwetschkerner, (von Zwetschken gegaert und destilliert) auch Slovowitz genannt war nicht zum Verkauf, sondern, nur fuer den Selbstverbrauch und als Geschenk fuer auserwaehlte Freunde und Kunden bestimmt. Trotzdem wurde er, wenn der Geruch des Zwetschkernen durch die Gasse stroemte, hin und wieder offiziell verhaftet. Das Selbstbrennen von Schnaepsen ohne spezielle Erlaubnis war ja verboten.

Die Polizei nahm fuer eine gewisse Zeit, einen Teil des Destillierkessels in Beschlag, Onkel Josef wurde geruegt und nach ein paar Wochen erhielt er den Kessel wieder zurueck. Nach einer gewissen Ruhezeit fing er wieder an zum Destillieren. Einmal, als ich schon in Amerika war, habe ich ihn besucht und er destillierte gerade. Ich musste den Doppeldestillierten kosten, als er langsam warm (70%) heruntertroepfelte – ein paar Tropfen, nicht ein Schluck, hat er gesagt - genuegten. Und er hat Recht gehabt! Man musste eine spezielle Methode anwenden um diesen 70%igen zu "inhalieren". Onkel Josef hatte eine Tochter Else, genau meines Alters, 2 Wochen juenger, mit der ich sehr verbunden war, als wir Kinder waren. Leider starb sie, als sie erst in ihren zwanziger Jahren war, an uebersehener Zuckerkrankheit.

Waehrend die Voglfamilie aus der Gegend zwischen Moedling und Traiskirchen kam, kamen die Scholz Vorfahren aus den Orten Velm, Gramatneusiedl, Moosbrunn, Ebreichsdorf und Himberg.

## Die Otto Vogl Familie

**Vogl**, Otto Franz Leopold

geboren: November 6, 1927, in Traiskirchen

verh.: June 10, 1955, in Ann Arbor, MI

**Cunningham**, Jane, geb.: June 6, 1932, in Southampton, NY

i. **Vogl**, Eric Geoffrey

geboren: October 1, 1957, Wilmington, DE

verh.: June 6, 1981, Shawnee Mission, KA

**Smith**, Lisa, geb.: Oktober 4, 1959, Olatha, KA

### 3 Kinder

**Vogl**, Kyle Alexander: geb.: Februar 6, 1987, in Slidell, LA

**Vogl**, Derek Connor, geb.: August 23, 1991, in Houston, TX

**Vogl**, Jennifer Lynn, geb.: November 12, 1994, in Houston, TX

ii. **Vogl**, Yvonne

geboren: August 30, 1960, in Wilmington, DE

verh.:

**Cliff**, Gordon, June 9, 1984, in New Rochelle, NY

**Marsh**, Michael, November 1. 1997, in Aspen, CO

### 3 Kinder:

**Cliff (Marsh)**, Justin Thomas, geb.: September 7, 1989, in New York, NY

**Cliff (Marsh)**, Nicole Leila, geb.: September 29, 1990, in New York, NY

**Marsh**, Fariss Jane, geb.: October 8, 2000, in New York, N

## Vogl/Scholz Family Tree (19 Generations)

b. born town m. married town + died town (#c.) # of children

### 1. Generation

#### 1. Vogl, Kyle

b. 2.5. 1987 Slidell, LA

(#2 father of 1, #3 mother of 1 )

### 2. Generation

#### 2. Vogl, Eric

#### 3. Smith, Lisa

(3 c.)

b., 10.1. 1957 Wilmington, DE

b. 10.4. 1959 Olatha, KA. 1959

m. 8.8. 1981 Shawnee Mission, KA

### 3. Generation

#### 4. Vogl, Otto

## 5. Cunningham, Jane

(2 c.)

b. 11.6. 1927 Traiskirchen m. 10. 6. 1955, Ann Arbor, MI b. 6.6.1932 Southampton, NY

## 4. Generation

## 8. Vogl, Franz

## 9. Scholz, Leopoldine

(2.c)

b. 11.10.1989 Traiskirchen m. 5.2.1920 Traiskirchen b. 11.5.1892 Velm  
+ 6.18.1956 Wien +7.31.1976 Linz

## 5. Generation

## 18. Scholz, Anton de Padua

### 19. Stuhlberger, Catharina (16 c)

b. 11. 20. 1853 Mitterndorf m. 8.16.1886 b. 11.24. 1863 Gramatneusiedl  
+ 3.25.1931, Velm + 12.12.1934 Velm

## 6. Generation

### 36. Scholz, Anton

### 37. Lucas, Aloisia

(4 c.)

b. 10.10. 1817 Unter-Waltersdorf m. 3.10. 1853 U.-Waltersdorf  
+ 6.6. 1894 b. 4. 21.1828 U.-Waltersdorf

b. 4. 21.1828 U.-Waltersdorf  
+1.24.1911

## 7. Generation

## 72. Scholtz, Carl

# Nikolaus

### 73. Klump, Katharina

(5 c.)

b. 12.7.1780 Krensko m. 9.14.1810

b. 8.6.1783 Pottenbrunn

+2. 28, 1825. Unterwaltersdorf

### + 5.6.1818 Unter-Waltersdorf

## 8. Generation

### 144. Scholtz, Anton

### 145. Fiedler, Catharina

( $>1$  c.)

b. 6.8.1753 Troppau m. 9.14.1812 b. 2.15.1763 Ceska Bela

## 9. Generation

**288. Scholtz, Johann ((Anton/Adam)**

### 289. Anna

**(6 c)**

b.12. 11.1703 Zwittau

+1750/1752 Troppau

**10. Generation**

**576. Scholtz**, Johann Henrikus **577. Triesmann**, Catharina (6 c.)  
 b. 8.8.1674 m. 2.12.1702 Zwittau b. ~1674+ Zwittau  
 + 7.4.1730 Zwittau

**11. Generation**

**1152. Scholtz**, Casparus **1153. Marianna** (9 c.)  
 b. 1641 Kratzau b.1644 + 10.6.1694 Kratzau  
 + 2.27.1690 Kratzau

**12. Generation**

(#2304 father of 1152 )

**2304. Scholtze**, Michael  
 b. 1615 Weisskirchen

**13. Generation**

**2608. Scholtze**, Christoph  
 b. ~1580 + 11.7.1645 Zittau

**14. Generation**

**9216. Scholtze**, Peter  
 b. ~1556 + 6.2.1620 Zittau

**15. Generation**

**18432. Scholtze**, Nikolaus  
 b. ~1530 Zittau

**16. Generation**

**36864 Scholtze** ~1530 in Zittau

**17 & 18 Generation**

**73728 & 147456** ??? in Zittau

**19. Generation**

**294912. Scholtz-Scholtze**, Nikolaus  
 b. ~1390 Zittau + 1446 Zittau



### c. Die Scholz Familie

Gott sei Dank habe ich meine Ahnenforschung vor 70 Jahren gemacht. Waehrend des Vorstosses der russischen Armee im Jahre 1945 wurden viele Kirchen und Kirchenbuecher, in der Gegend von der meine Mutter stammte, zerstoert oder verbrannt. Verluste von Kirchenbuechern waren auch haeufig im 15., 16., und 17. Jh., da es ja etliche Aufstaende und Scharmuetzel von lokaler Bedeutung gab.



*Mutter*



*Otto*

*Bruder Leo*

Mein weitaus groesserer Kontakt war mit Mutters Verwandten in Velm. Grossvater besass dort die Greisslerei. Velm war damals ein Dorf von ca. 700 Einwohnern, wirklich am Land. Heute ist es als ein feudaler Vorort von Wien bekannt. Da Mama eine Velmerin war, besuchten wir manches Mal, die Grosseltern und deren Nachkommen, und die Verwandtschaft in der Umgebung.

Velm war am Land und das ganze Dorf war mehr oder wenig ein Landwirtschaftsbetrieb. Es hatte ein Herrenhaus, den Smallbones gehoerend und eine Greisslerei, die meines Grossvaters. Natuerlich gab es auch ein Wirtshaus und einen Gaenseteich. Durch diese Zusammenstellung war ich immer naeher an die Scholzfamilie, die Familie meiner Mutter gebunden - und bin es auch heute noch.

Grossvater Anton Scholz (+1931) war 1853 geboren und seine Frau (+1933) im Jahre 1863. Die beiden hatten 15 Kinder, 6 starben als sie ganz klein waren, zwei Kinder Karl (1885) und Gustav (1894) waren die Opfer des Ersten Weltkrieges. Die uebrigen 4 Knaben und 4 Maedchen waren: Josef

(1884). Katharina (*Kaethe*) (1889), Aloisia (*Loisi*) (1890), Anton (*Toni*) (1891), meine Mutter Leopoldine (*Poldi*) (1892), Wilhelm (*Willi*) (1893), Rosa (1899) und Johann (*Hans*) (1903). Ich bin noch immer in enger Verbindung mit meiner Cousine Paula, Rosas (Stichlberger) Tochter. Sie hat Jus studiert und eine sehr erfolgreiche juridische Karriere gehabt. Sie war in einer einflussreichen Position im oesterreichischen Staatsdienst in Wien als Direktor einer Abteilung im Handelsministerium. Wie ueblich bei einer Vertrauensperson und eines verlaesslichen, hohen Beamten im Staatswesen, wurde ihr bei ihrer Pensionierung der Titel eines "Hofrates" verliehen. Ich bin auch noch in Verbindung mit einem anderen Cousin, dem Sohn des Onkels Willi, Josef Scholz. Er hat es auf sich genommen, meine erste Initiative, den ersten Stammbaum der Vogl-Scholz Familie fortzufuehren,



*Anni Vogl, Mutter, Leo, Yvonne, Jane, ~ 1970  
Leo's 2. Frau*

Eruierte und Entdeckte den Zusammenhang unserer mit den frueheren spaetmittelalterlichen Scholz' Generationen. Er folgt als Geschichtsschreiber und – forscher der Scholzlinie, hat es gut getan und tut es noch immer. Ohne ihn wuerden wir nicht so komplett und so lange zurueck dokumentiert sein im Scholzstamm.

## 1. Generation

Scholz, Leopoldine  
1892

## 2. Generation

Scholz, Anton de Padua  
1853

## 3. Generation

Scholz, Anton  
1817Lucas, Aloisia  
1828,Stullberger, Joseph  
1828Stuhlberger, Catharina  
1863Renner, Katharina  
1824

## 4. Generation

Schol, Karin/Klaus/Klaus Kump, Katharina Lucas, Johann Gottlieb Vorwagner, Mari/Anna Stuhlberger, Jacob Grabner, Maria/Anna Renner, Joseph Zöchmeisler, Theresia  
1780 1783 1787 1794 1795 1792 1798 1798

## 5. Generation

Scholz, Anton, Johannes Fiedler, Katharina Klump, Karl Zimmerl, Magdalena Lucas, Georg Friedrich Hofmann, Johanna Eleonora Vorwagner, Georg  
1753 1750 1757Traekl, Eva Stuhlberger Anton Pfeilerin, Christina (Zutrunkner) Grabner (Gramer), Johann Schraboeck, Gertraud Renner, Georg  
1750 1766 1753 1767 1769Griesmueller, Theresia Zöchmeisler, Mathias Magerl, Theresia  
1755

## 6. Generation

Scholz, Josef Anton Handwercker, Juliana Vorwagner, Adam Diemisi, Anna Maria Traekl, Johann Kik, Maria Stuhlberger, Michael Urban,  
1703Theres Gramer, Mathias Artner, Maria Schranboeck, Franz Fuerst, Rosina Renner, Joseph Weichselbaumer, Christina Griesmueller,  
Johann Georg Bittermann, Maria Magdalena Zöchmeisler, Erhard Bergstaller, Maria Anna Magerl, Johann Weber, Maria

## 7. Generation

Scholz, Hans Heinrich Trissmann, Katharina Vorwagner, Hans Georg N. Katharina Diemisi, Martin N. Barbara Kik, Jakob N. Katharina  
1675 1675Schranboeck, Johann Gramweger, Barbara Renner, Joseph Podtner, Magdalena Weichselbaumer, Johann Krumbecher, Gertraud  
Griesmueller Johann Renner, Anna Bittermann, Christoph N. Christina Zöchmeisler, Leopold Staengl, Anna Bergstaller, Adam  
Zöchmaister, Anna

## 8. Generation

Scholz, Caspar (1641) N. Marina (1644) Renner, Matheus Schottner, Regina Podtner, Joannes Sundhalmer, Anna Weixlpanner, Andreas  
Mueller, Martha Gumbacher, Georg N. Regina Griesmuellner, Mathes Adam, Rosina Renner, Peetter N. Magdalena Zöchmeisler, Jakob  
Riech, Regina Staengl, Thomas N. Anna Bergstaller, Adam N. Maria Zöchmaister, Joannes Renner, Gertrauth –  
diese Generatio geboren ~1640-50

Mein Kousin Pepi Scholz hat noch weitere Angaben fuer die Scholz eruiert: 9. Generation Scholtz (~1615), 10. Generation: Scholtz (1580), 11. Generation: (1556) 12. Generation (1530) 2 Generationen fehlen, 15. Generation (1390) Meine Generation (geboren ~ 1930), meine Kinder (~1960 und die Enkel (~1990). Wir koennen also 14 Generationen belegen. 1. 1890; 2. ~1860; 3. ~1825; 4. ~1790; 5. ~1760; 6. ~1710; 7. ~1675; 8. ~1640.



### Scholz Familie

1 **Scholz, Leopoldine** (Mutter von Vogl, Otto)  
geb: November 5, 1892, in Velm (NOe)

2 **Scholz, Anton de Padua** (Vater von 1)  
geb: November 20, 1853, in Mitterndorf a/d Fische  
verh. August 16, 1886 in Moosbrunn  
gest: März 25, 1931, Velm 43

3 **Stuhlberger, Catharina** (Mutter von 1)  
geb: November 24, 1863, in Gramatneusiedl  
gest: Dezember 12. 1933 in Velm 43

#### Kinder:

a. **Scholz Josef Karl**  
geb August 9. 1884 in Moosbrunn  
gest: März 3, 1913 in Baden

b. **Scholz Karl Anton**  
geb.: Dezember 30, 1885 in Gramatneusiedl  
gest: 1914-18 WW I kein genaues Datum

c. **Scholz Anton**  
geb: April 27, 1887, in Velm  
gest: August 15, 1887 in Velm

d. **Scholz Anton**  
geb: April 24, 1888 in Velm  
gest: Juli 21, 1888 in Velm

e. **Scholz Katharina**  
geb: April 24, 1889. in Velm  
verh.: Wesecky Franz  
gest: März 15, 1965 in Wien

f. **Scholz Aloisia**  
geb: Ma 4, 1890 in Velm  
verh: Scherzer Josef (Anna) September 21. 1931  
gest: September 28, 1962 in Klosterneuburg

g. **Scholz Anton**  
geb: September 2, 1891 in Velm  
verh: Schorn Juni 18, 1922  
Kinder: Anton, Ernst  
gest: August 25, 1966 in Wien

h. **Scholz Leopoldine**  
geb: November 5, 1892 in Velm  
verh: Vogl Franz, Mai 2, 1920  
Kinder: Leopold (Edmund), Otto (Franz Leopold)  
gest: Juli 31. 1976 in Linz OÖ

i. **Scholz Wilhelm Adolf**  
geb: April 30, 1893 in Velm  
verh: i. Prohaska Elisabeth March 16 1924  
Kinder: Josef, Elisabeth  
ii. Oktober 12. 1950  
gest: Oktober 20 1974, in Himberg

j. **Scholz Gustav**  
geb: Mai 17, 1842 in Velm  
gest: Mai 16, 1915 in WW I

k. **Scholz Maria**  
geb: August 25, 1896 in Velm  
gest: September 22, 1896 in Velm

l. **Scholz Elisabeth**  
geb: Oktober 9, 1897 in Velm  
gest: Oktober 13, 1897 in Velm

m. **Scholz N**  
geb: Oktober 20, 1898  
gest: xxx in Velm

n. **Scholz Rosa**  
geb: November 13, 1899 in Velm  
verh: Stihlberger Ferdinand  
Kurt, Ferdinand, Paula  
gest: März 3, 1983 in Wien

o. **Scholz Johann**  
geb: Oktober 13, 1903 in Velm  
verh: Pilny Maria, März 17, 1940  
gest: in Wien

p. **Scholz Anna**  
geb: April 21, 1908 in Velm  
gest: April 21, 1908 in Velm

Der Teil Oesterreichs, oestlich des Wienerwaldes war ueber Generationen das Schlachtfeld vieler kleinerer und groesserer Kriege, vieler Ueberfaelle und zweier wichtiger tuerkischen Invasionen, die letztlich zu den zwei Belagerungen Wiens fuehrten. Es war nicht ungewoehnlich, dass die Eroberer der Vororte einer groesseren Stadt das Prinzip der voelligen Zerstoerung der Gegend mit der Verbrennung der Landschaft und Doerfer rundherum anwendeten. Kirchen wurden zerstoert und Aufzeichnungen gingen verloren. Mein Stammbaum, speziell der meiner Mutter, koennte jetzt nicht mehr so gut rekonstruiert werden, da dieser Teil des Landes, wo meine Scholz-Vorfahren herstammten, am Ende des Zweiten Weltkrieges, 1945, Kriegsschauplatz war. Diese Gegend war dem verwuestenden Ansturm der Roten Armee ausgesetzt und viele Kirchenbuecher wurden zerstoert.

Die Herstellung des Stammbaums meiner Familie, der beiden Teile meiner Eltern, war eine faszinierende Arbeit und hat mir vieles gelehrt: logisches Denken, einfallsreiche Kombinationen und die Wichtigkeit, genaue Buchhaltung zu fuehren und am wichtigsten, Hingebung und ununterbrochenes Verfolgen.

Die Ahnenforschung war fuer mich und ist noch immer faszinierend, speziell da mein Cousin Pepi Scholz von der Scholzfamilie etliches dazu beigetragen hat, Er ist mehr an der Entwicklung der ganzen Familie interessiert, ich habe hier nur auf die Entwicklung meiner eigenen Familie in ihren Grundlagen und nur der Fortpflanzung meiner ganzen Familie verfolgt. Wir haben nun 17. Generationen bis zu mir, die zur Emtwicklung der Familie Vogl beigetragen haben und von denen wir zumindest einige Aufzeichnungen haben. Die letzten 2 Generationen der Vogls sind mein Sohn Eric und dessen erstgeborener Sohn Kyle, die in Texas leben und meine Tochter Yvonne, die als Frau Yvonne Vogl Marsh in New York lebt. Aber die Vogllinie ist in der Zukunft in Texas, in den U.S.A.



## CHEMISCHE AHNENTAFEL

b.) Otto Vogl 1927-  
 Schüler von F. Galinowsky  
 Promoviert 1950, Assistent am II. Chemischen Institut ab 1948  
 Professor University of Massachusetts 1970-1983  
 Professor Polytechnic University, Brooklyn, 1983-1996  
 Dissertation: Über zweifach ungesättigte Sterinalkohole

1. Friedrich Galinowsky 1904-1958  
 Schüler von E. Späth  
 Promoviert 1932, Assistent am 2. Chem. Institut ab 1937/38 Habilitiert 1945  
 Dissertation: Zur Kenntnis des Aconitins. Über die Konstitution des Cytisins.

2. Ernst Späth 1886-1946  
 Schüler von R. Wegscheider.  
 Promoviert 1910, Assistent am 1. Chem. Institut ab 1910, o. Professor ab 1921  
 Dissertation: Über Abkömmlinge des Aldols und Crotonaldehyds, Über die Anlagerung von Säureanhydride an Aldehyde und Ketone.  
 Schwergewicht seiner Arbeiten: Alkaloide

3. Rudolf Wegscheider 1851-1935  
 Schüler von L. Barth v. Barthenau.  
 Promoviert 1882, Habilitiert 1897, o. Professor ab 1902, leitet das 1. Chem. Institut ab 1902  
 Dissertation: Über Derivate und Constitution der Opiansäure und Hemipiansäure  
 Wegscheider arbeitete anfangs als Organiker mit Schwergewicht Alkaloide, ab 1902 hauptsächlich als Physikochemiker.

4. Ludwig Barth v. Barthenau 1839-1890  
 Schüler von. H. Hlasiwetz  
 Promoviert in Innsbruck 1860 Habil. 1862 Assistent in Innsbruck 1863, o. Prof. in Innsbruck 1867, Berufung nach Wien 1876. Leitet das 1. Chem. Institut 1877-1890  
 Schwergewicht seiner Arbeiten: Mehrwertige Phenole. Protocatechusäure, aromatische Sulfosäuren, Kresole, Alkalischmelze verschiedener Phenolderivate.

5. Heinrich Hlasiwetz 1825-1875  
 Schüler von J. Redtenbacher F. Rochleder  
 1848 Magister der Pharmazie und 1850 Doktor der Chemie in Prag. 1851 Professor in Innsbruck und 1867-1875 Professor an der T.H. Wien.  
 Schwergewicht seiner Arbeiten: Chemie von Naturstoffen, besonders von natürlichen Harzen Quercetrin, Phloroglucin, Untersuchung mehrwertiger Phenole, identifiziert erstmalig Resorcin als 1,3 Derivat

6. Friedrich Rochleder 1819-1875  
 Schüler von N. Jacquin und J. Redtenbacher. 1842 Postgrad Studium bei Liebig.  
 1845 Prof. an Technischer Akademie in Lemberg, 1849-1870 Prof. in Prag, 1870-1875 Leitet das Chem. Institut in Wien.  
 Schwergewicht seiner Arbeiten: Naturstoffe: Coffein und Theobromin, Roßkastanien, Rubaceen, Ericineen etc. Rochleder galt lange als der führende Phytochemiker seiner Zeit.

7. Josef Redtenbacher 1802-1870  
 Schüler von N. Jacquin Postgrad Studium 1839-1840 bei Liebig  
 1840-1848 Professor in Prag. Gründet in Prag das erste organische Forschungslaboratorium in Österreich. Seine Schüler besetzten die Lehrkanzeln an allen österr. Universitäten 1849-1870 Uni. Wien. Einrichtung der Lehrkanzel für Chemie an der Phil. Fakultät  
 Arbeitsgebiet: Naturstoffe. Fettsäuren. Isoliert und identifiziert erstmals Acrolein.

